

KARAWANE-TASCHENBUCH



# DIE STAUFER

HERKUNFT UND LEISTUNG EINES GESCHLECHTS - BAND 1

Umschlagbild: Der Hohenstaufen vom Wäscherschlößchen gesehen.  
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

© Verlag Die Karawane — Ludwigsburg 1968

Druck: E. Wachter, Bönningheim

DIE STAUFER

*Herkunft und Leistung eines Geschlechts*

Band 1

KARAWANE-TASCHENBUCH

*Meinem Sohn*  
PETER ALBRECHT  
*gewidmet*

# DIE STAUFER

*Herkunft und Leistung eines Geschlechts*

BAND I

*mit Beiträgen von*

Dr. Kurt Bachteler

Hartmut Bonz

Dr. Volker Eid

August Hammer

Hans Herdeg

Irene Kohlhaas

Dr. Wilhelm Kohlhaas

Dr. Joseph Mühlberger

Dr. Ernst Rieber

Dr. Lore Sporhan-Krempel

Dr. Bertold K. Weis

herausgegeben von

Dr. Kurt Albrecht



Ludwigsburg 1968

VERLAG DIE KARAWANE

## INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
VORWORT . . . . .	5
<i>Dr. Volker Eid</i>	
SACRUM IMPERIUM . . . . .	9
<i>Hans Herdeg</i>	
FRIEDRICH I., BARBAROSSA . . . . .	19
<i>Oberstudiendirektor Dr. Ernst Rieber</i>	
HEINRICH VI. UND DER ERBREICHSPLAN . . .	31
<i>Gymnasialprofessor Dr. Kurt Bachteler</i>	
KÖNIG PHILIPP VON SCHWABEN . . . . .	67
<i>Oberstudiendirektor Dr. B. K. Weis</i>	
DIE BYZANZPOLITIK DER STAUFER . . . . .	77
<i>Regierungsdirektor a. D. Dr. Wilhelm Kohlhaas</i>	
DAS KAISERRECHT VON MELFI . . . . .	85
<i>Gymnasialprofessor Hartmut Bonz</i>	
KAISER FRIEDRICH II. IN SEINEN FRAGEN AN DIE NATUR . . . . .	99
<i>Gymnasialprofessor Dr. Kurt Bachteler</i>	
DIE GOLDENE BULLE VON RIMINI . . . . .	110
<i>Oberstudienrat a. D. August Hammer</i>	
KONRADIN DER LETZTE STAUFER . . . . .	119
<i>Cand. phil. Irene Kohlhaas</i>	
STAUFISCHE LYRIK . . . . .	127
<i>Dr. Lore Sporhan-Krempel</i>	
DIE FRAUEN UND TÖCHTER DER STAUFER . . .	135
<i>Dr. Joseph Mühlberger</i>	
DIE FAMILIE DER STAUFER UND IHRE VERWANDTEN . . . . .	159
ANMERKUNGEN . . . . .	166

## VORWORT

Wenn zu Beginn meines Lebens im Nillschen Tiergarten in Stuttgart neben Löwen und Bären Menschen anderer Hautfarbe – zwar nicht gerade hinter Gittern, aber doch in Gruppen mit Männern, Frauen und Kindern beim Kochen und Essen – kurz, als „Kuriositäten“ gezeigt wurden und wenn jetzt, da mein Leben sich dem Ende nähert, Studenten unserer Hohen Schulen für Mao demonstrieren, uns also das Geschehen in China, Vietnam oder Biafra nahezu ebenso direkt berührt, als spiele es sich in unmittelbarster Nachbarschaft ab, so verlangt die all das erzwingende Entwicklung der Technik notwendig ernsthafteste Besinnung über diese Wandlung der Dinge.

Ist die zweite Hälfte unseres zu Ende gehenden Jahrhunderts wirklich eine echte Zeitenwende, der Beginn völlig neuer Wertungen auch für Begriffe wie Staaten, Nationen, Völker? Ist es sinnlos geworden, das Ideal darin zu sehen, daß Staatsraum und Volksboden sich decken? Gehört die Zukunft Staatsgebilden, in denen Völker verschiedener Zungen zu Nationen zusammenwachsen, so wie in der Conföderatio Helvetica, der UdSSR oder den USA? Sind auch diese Formen bereits überholt und letztlich Interessenverbände noch größeren Umfangs die staatlichen Lebensformen der Menschen der Zukunft? Wird das Geld regieren, Technik und Zivilisation anstelle von Kultur gewertet?

Lösungsmöglichkeiten für all diese Probleme zu finden, mag Söhne und Enkel beschäftigen. Uns Älteren ist die Aufgabe gestellt, auf Grund der Erfahrung unseres Lebens Maßstäbe zu zeigen, die gültig bleiben. Über allem technischen Fortschritt und zivilisatorischer Entwicklung darf die Gewißheit nicht vergessen werden, daß das Beglückende des Lebens in anderen Bereichen wurzelt, daß das, was man unter dem Begriff „Kultur“ zusammenfaßt, über Jahrtausende von bleibenderem Wert ist, als vieles von dem manchmal doch sehr Merkwürdigen, was man heute im Schatten technischen Fortschrittes dafür hält oder halten soll . . .

Die Tatsache, daß am 29. Oktober 1268, also vor 700 Jahren, mit dem Tod Konradins das Geschlecht der Staufer erlosch, mag mit der äußere Anlaß dafür gewesen sein, daß sich in diesen Monaten die Literatur über dieses Geschlecht und seine Zeit nicht nur um einige sehr beachtliche Neuerscheinungen vermehrte, sondern auch Neuauflagen älterer Werke wieder verlegt wurden. Vielleicht steht mehr dahinter als nur dieser Ge-

denktag, vielleicht die romantische Sehnsucht, von der Geschichte lernend, bessere Wege aus der gegenwärtigen Situation unseres Volkes zu finden, als uns die Politiker der letzten Jahrzehnte zu bieten hatten? Wann jemals vor uns ist der geschlossene Lebens- und Sprachraum der Deutschen im Herzen Europas so zum Spielball anderer geworden, zerrissen und aufgeteilt auf weit mehr als nur zwei deutsche Staaten? Und in welcher anderen Epochen unserer Geschichte war die Frage des Zusammenlebens des Abendlandes, Europas, genau so akut, heute wie in der Zeit der Staufer?

Immer noch lebt das deutsche Volk im Herzen Europas, immer noch kann dieser Erdteil nur mit seiner Mitte zu einer Einigung finden, und immer noch wird diese Mitte, mehr als die randlich gelegenen Staaten, dem Ansturm von Ideen, Anregungen und auch Angriffen aus allen Himmelsrichtungen ausgesetzt sein. So bleibt es das Schicksal der Deutschen, sich mit vielem auseinanderzusetzen, zu vermitteln, auszugleichen, zu verbinden.

Anders selbstverständlich als im 12. oder 13. Jahrhundert ist diese schicksalhafte Aufgabe zu lösen. Trotzdem gilt es sich zu erinnern, was damals geschah, in jener glänzendsten Epoche mittelalterlichen Kaisertums, die mit den Staufern endete. Alle Herrscher dieses Geschlechts vertraten einen imperialen, europäischen — keineswegs national gebundenen — Reichsgedanken, im Gegensatz etwa zu den Welfen, aber auch den französischen oder englischen Königen, die immer nur territorial dachten. Gegenspieler der Staufer war das Papsttum, dem seinerseits, genau wie dem Kaisertum, eine übernationale abendländische Aufgabe gestellt war, das aber über seine religiöse Sendung hinaus nach weltlicher Macht strebte. Die Staufer waren nicht die Urheber des erbitterten, mit allen Mitteln von diesen beiden Kontrahenten geführten Kampfes — er war das böse Erbe der salischen Vorgänger und Verwandten. Sie hatten ihn aber auszufechten, und an diesem Kampf um das Eigenrecht des deutsch-abendländischen, christlichen Reiches entwickelt sich die menschliche Tragödie des staufischen Geschlechts, die nicht nur dessen Mitwelt, sondern die Nachwelt bis heute in ihren Bann schlug.

Wenn die beiden Bändchen „Die Staufer, Herkunft und Leistung eines Geschlechts“ die bereits vorliegende reiche Literatur vermehren, so glaube ich das Recht zu ihrer Herausgabe aus der Beobachtung ableiten zu dürfen, wie sehr das Interesse am geschichtlichen Geschehen zur Zeit der Staufer in Kreisen geistig interessierte Menschen wächst. Es geht bei diesen Bändchen nicht um





Siegel König Konrad III.  
(von einer Urkunde von 1181)

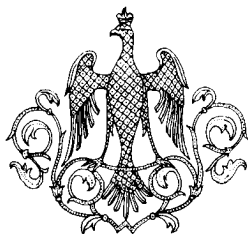
neue historische Erkenntnisse wissenschaftlicher Forschung und nicht um eine vollständige Darstellung aller Einzelheiten des Geschichtsablaufes jener Epoche. Das Leben Konrads III. und sein unglücklicher Kreuzzug werden ebensowenig geschildert, wie sein menschlich so großherziger und kluger Entschluß, die Krone in den Wirren seiner letzten Jahre nicht seinem minderjährigen Söhnchen Friedrich, sondern seinem, auf eben jenem Kreuzzug bewährten Neffen gleichen Namens – als Kaiser Friedrich I. Barbarossa – zu übergeben. Auch von Konrad IV., Re Enzo oder Manfred wird nicht berichtet werden. Was die Autoren der Beiträge der beiden Bändchen aber allen Lesern allgemein vermitteln wollen, sind Darstellungen des Wesens und der Leistungen der bedeutendsten Glieder dieser Familie: Barbarossas als des politischsten, Heinrichs VI. als des mächtigsten, Friedrichs II. als des geistvollsten Staufers – dazu die Geschichte ihrer Frauen und Philipps wie Konradins tragisches Geschick. Die einzelnen Kapitel über diese Persönlichkeiten sind zwischen Betrachtungen über die Probleme ihrer Zeit, aber auch der Leistungen des gesamten Geschlechts gestellt. Bei all diesen Beiträgen handelt es sich um die jedem Autor selbstverständlich zustehende Darstellung seiner persönlichen Meinung.

Als Herausgeber benütze ich gerne die Gelegenheit, allen Autoren der beiden Bändchen für ihre Bereitwilligkeit zur Mitarbeit zu danken, gleichzeitig auch für die Übermittlung eines Teils des Bildmaterials. Die Herren Direktor i. R. Wilhelm Schmall und Stud.-Ass. Uli Fritz haben dankenswerterweise das Lesen der Korrekturen übernommen. Besonderen Dank aber schulde ich Herrn Hochschulprofessor Moritz Edelmann für seinen Rat und die Durchsicht der Manuskripte.



„Die Tote von Egisheim“ – eine der edlen Frauen aus dem Hause der Staufer in ihrer frühen Zeit. Wer sie gewesen ist, wissen wir nicht mit Bestimmtheit, doch spricht vieles dafür, daß es Hildegard von Egisheim ist.

Zeichnung rechts: Staufischer Adler von den Brunnenmosaikien der Zisa in Palermo. ►



### *Volker Eid*

## SACRUM IMPERIUM

### *Die religiöse Idee des mittelalterlichen Kaisertums*

Mit Konradin, dem letzten Staufer, wurde die Vision eines christlich geeinten, von Papst und Kaiser gemeinsam geführten Reiches zu Grabe getragen. Aber diese Vision hatte dennoch — wenn auch nie in Vollkommenheit — einige Jahrhunderte lang konkrete Wirklichkeit hervorgebracht.

Das mittelalterliche Kaisertum kann nur dann recht begriffen werden, wenn man die spannungsgeladene Polarität von Kaisertum und Papsttum ins rechte Licht rückt. *Regnum* und *Sacerdotium*, dieses kaum übersetzbare Begriffspaar ist der Angelpunkt des mittelalterlichen Weltverständnisses. Kaiser und Papst waren die von Gott bestimmten Mächte, die gemeinsam dem Bau des Gottesreiches in der Welt dienen sollten, der Papst mit den Mitteln der geistlichen, der Kaiser mit denen seiner weltlichen Gewalt. Dem Papst oblag die Sorge für das Heil der Menschen, dem Kaiser der Schutz und die Verteidigung des Glaubens und der Kirche gegen Feinde innen und außen. Man muß festhalten, daß diese Einordnung der beiden Gewalten weder von den Päpsten noch von den Kaisern je angefochten wurde. Nur eines war stets umstritten: nämlich, ob es in dieser Zweieinheit eine Rangordnung gebe, und wenn ja: wer denn den höheren Rang bekleide. An sich widerspricht dieses Problem der Idee von der weisen göttlichen Ordnung der Welt. Aber wie sollte es nicht auftauchen, da ja doch stets *Menschen* Träger der Gewalten waren?

Übrigens hat das Problem schon früh seine schicksalhafte Formulierung erhalten, nämlich durch Papst Gelasius (492—496), der sich gegen eine allzu intensive byzantinisch-kaiserliche Religionspolitik zu wehren hatte. Diese, die sich seit Konstantin d. Gr. schon in die ureigensten Belange der Kirche einmischte, komme

aus der teuflischen Verbindung: Imperator—Pontifex maximus des heidnischen Rom. In Wirklichkeit sei nur *einer* der wahre Priesterkönig: Jesus Christus. Und dieser habe wegen der Schwäche der Menschen eine hochweise Gewaltenteilung getroffen und durch Sondervollmachten und unterschiedliche Würden die Amtsaufgaben beider Gewalten unterschieden. Die christlichen Kaiser sind für das ewige Heil auf die Päpste, die Päpste für die zeitlichen Dinge auf den Gebrauch der kaiserlichen Anordnungen verwiesen. Da natürlich das ewige über dem zeitlichen Heil stand, war hier schon im Kern die später von Päpsten vertretene These grundgelegt, der Papst stehe über dem Kaiser. Auf jeden Fall sagte Gelasius, daß sich beide in gleicher Weise untertan seien. Duo quippe sunt, quibus principaliter mundus hic regitur, auctoritas sacrata pontificum et regalis potestas: Zwei also sind es, durch die diese Welt zuhächst regiert wird, die geheiligte Autorität der Päpste und die königliche Gewalt. Damit war klipp und klar jenen byzantinischen Bestrebungen eine Absage erteilt, die den römischen Papst in ähnlicher Weise zum Hofbischof machen wollten wie den Patriarchen von Konstantinopel. Und Justinian hat in einem Edikt von 535 die Darlegung des Gelasius bestätigt.

Der Lauf der geschichtlichen Entwicklung wollte es, daß das oströmische Kaisertum sich immer mehr auf seine östlichen Reichgebiete konzentrierte und daß damit im alten Zentrum des Reiches, in Rom, und in den westlichen Reichsteilen jenes Vakuum entstand, das die germanischen Völkerschaften mächtig anzog. Schließlich ersteht im Reich der Franken ein neues Kräftefeld. Dieses Frankenreich lernt schon früh das Christentum kennen, und zwar durch die Missionsarbeit iro-schottischer Mönche. Doch erst durch die überragende Autorität des Bonifatius (gest. 754), gestützt freilich von der politischen Klugheit der ersten Karolinger, gelingt die straffe Organisation der Landeskirche und deren dauerhafte Bindung an Rom.

Als von Byzanz keine Hilfe mehr zu erwarten war, hatten die Päpste — so gut es ging — selbst die Regierung und den Schutz Roms und der umliegenden Gebiete übernommen. Als dann die Langobarden Rom immer stärker bedrohten, sah der Papst in dem mächtigen fränkischen Königshaus den großen zukünftigen Beschützer. Die Freundschaft zwischen Gregor III. und Karl Martell wurde fortgesetzt von Pippin, dem Förderer des Bonifatius, und Stephan II. Als Pippin 755 den Papst aus der langobardischen Gefahr befreite, erhielt er von ihm den Titel eines

Patricius Romanorum. Hier bahnte sich neben der Trennung des Papstes von Byzanz zugleich die abendländische Verbindung der beiden Weltmächte, des Papsttums und des deutschen Königtums, an, das unter Pippin auch die Territorialmacht des Papstes vermehrte, vor allem aber die Schutzherrschaft über Rom übernahm. Der König als der neue, von Gott bestimmte David-König des heiligen Volkes, als der berufene Moses-Retter der Kirche, wurde die Stütze des „heiligen Petrus“, des von Christus berufenen obersten Apostels der Kirche.

Was bei Pippin begann, wurde durch das Kaisertum fortgesetzt. So wurde also durch dessen Salbung jene mittelalterliche Zweieinheit von Regnum und Sacerdotium begründet, darüber hinaus aber jene kulturelle Einheit des Abendlandes, deren hervorragendste Träger Papst und Kaiser werden sollten.

Karl der Große, vom Papst i. J. 800 zum Imperator Romanus gekrönt, war — was immer sich zu Recht gegen ihn sagen läßt — ein durch und durch germanischer Herrscher, für den Staat und Religion engstens verbunden waren. Karl der Große hatte wohl versucht, mit Byzanz zu einem Ausgleich der Interessen zu gelangen. Als dies nicht glückte, ließ er sich selbst zum Kaiser erheben. Die Bedeutung dieses Ereignisses ist den Zeitgenossen und erst recht den Nachkommen durchaus klar gewesen. So spricht der Mönch von St. Gallen nach der Art der Danielischen Geschichtsschau: omnipotens regum dispositor ordinatorque regnorum et temporum, cum illius admirandae statuae pedes ferreos vel testaceos comminuisset in Romanis, alterius non minus admirabilis statuae caput aureum per illustrem Carolum erexit in Francis. Die vier alten Weltreiche sind samt dem römischen untergegangen; der göttliche Ratschluß aber, der den Lauf der Dinge und die Schicksale der Reiche bestimmt, hat Karl als neues goldenes Haupt des neuen Reiches erhöht. Von diesem Verständnis rührt die später mit so vielen verschiedenen Deutungen der päpstlichen und kaiserlichen Parteigänger umkämpfte Theorie der Translatio Imperii: Weder der Papst noch der Kaiser, *Gott* hat diese „Übertragung der Reichsherrschaft“ vollzogen. Für Karl selbst war es indes keine Frage, daß das Kaisertum als von Gott berufene Schutzmacht über dem Papsttum stand. Er wußte sich Gott verantwortlich für die Ausbreitung des Glaubens und der christlichen Sitte. Die Kirche erschien ihm zwar als der Lebensnerv des Reiches, aber gerade um des Reiches willen war eben der Kaiser der defensor ecclesiae et fidei. So ist, wie in Byzanz, auch das westliche Kaisertum von Anfang an mit sakra-

ler Würde umkleidet. Das kaiserliche Amt ist ein echt priesterliches Amt. Eine Trennung von „Sakral“ und „Profan“ ist der mittelalterlichen Weltanschauung ganz fremd.

Zwar wurden die Vorstellungen von der sakralen Würde des Kaisers erst im Laufe der Zeit genauer präzisiert, hatte z. B. die Krönung des Kaisers durch den Summus Pontifex in Rom erst seit Karl dem Kahlen konstitutiven Charakter, doch lief die Entwicklung deutlich dahin, daß schließlich die *Weihe* und *Salbung* durch den Papst zur rechtlichen Bedingung wurde. Gerade diese letzte Tatsache führte ein später erstarktes Papsttum (Gregor VII., Innozenz III.) zu der Behauptung, der Papst habe zu bestimmen, wer Kaiser werden solle. Salbung und Krönung des Kaisers galten schließlich geradezu als ein Sakrament, das heißt: als eine Weihehandlung, durch die dem Kaiser jene göttliche Bevollmächtigung erteilt wurde, ohne die er sein Amt gar nicht ausüben *konnte*. In diesem Sakrament geschah die innige Verbindung von Kirche und Reich, genauer gesagt: die Durchformung des Reiches durch die Kirche, wodurch das Reich zur Civitas Dei wurde. In der Krönung wurde das weltliche Schwert als eine geistliche Gewalt übertragen, als eine eigene Amtsvollmacht im geheimnisvollen Leib Christi, der Kirche. Die Person des Kaisers war von Christus selbst geheiligt.

In der Königs- und Kaisersalbung knüpft das Mittelalter bewußt an die alttestamentlich-jüdische Tradition an. Doch kommt für das Selbstverständnis des Kaisertums noch ein Gedanke hinzu, der zwar nie sehr in den Vordergrund gerückt wurde, außer etwa von Otto III. und Friedrich II., der aber starke Leitkraft besaß: daß nämlich der germanisch-christliche Kaiser der Erbe sei des römischen Kaisertums und schon deshalb ein angestammtes Recht auf eine führende Stellung im christlichen Reiche besitze. Den Franken, den sehr gelehrigen Schülern der Antike, erschien das Imperium Romanum als die höchste Verwirklichung der Staatsidee. Wenn Karl der Große sich auch ganz als germanischer König fühlte, so stellte er sich als Kaiser doch bewußt in die antike Reichstradition. Aber ebenso bewußt tat er das im engen Kontakt mit der Kirche und gegen Byzanz. Denn die Stadt der Römer besaß ja seit Petrus einen gewaltigen Vorrang: Sie war der Angelpunkt des christlichen Glaubens und damit das Zentrum der Welt. Rom war Quelle und Ausgang aller geistlichen und weltlichen Macht. Karl der Große trat auf als der Herr des neuen Gottesstaates auf Erden, als der neue David des heiligen Volkes; er orientierte sich an Augustins Civitas Dei, die

durch ihn zur staats- und geschichtsphilosophischen Magna Charta des gesamten Mittelalters wurde.

Nach der Reichsteilung unter Karls Söhnen ging das Kaisertum auf Deutschland über. Hier waren es die Sachsenherrscher, die ein starkes deutsches Reich zum Fundament des „Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation“ ausbauten. Otto I. (962 gekrönt) nahm Karl zum Vorbild. Er rettet das Papsttum vor dem gänzlichen Niedergang im saeculum obscurum und übernimmt Karls kaiserliche Hauptidee: Einigung von Antike und Christentum in einer umfassenden christlichen Reichskultur. Aus der Universalität der kaiserlichen Machtfülle heraus ernennen Otto und seine Nachfolger Bischöfe und Äbte, nehmen sie Anteil an der Kirchenregierung. Diese Verquickung von kirchlicher und weltlicher Gewaltausübung wurde später zur Ursache des Investiturstreites. Jetzt aber war es für Kirche und Reich ein Segen, starke und fromme Kaiser zu haben. Otto war ein ganz und gar mittelalterlicher Mensch, „der den Sinn des Irdischen aus dem Überirdischen begriff, der mittelalterliche Kaiser, dessen hohes Amt ein geweihtes, in die Weltordnung Gottes eingefügtes war“ (Steinbüchel). Für ihn traf wirklich zu, was später Dante als das Hauptamt des Kaisers bezeichnete: Er sei zum „Pfleger des Erdenrunds“ berufen.

Dennoch galt grundsätzlich, daß das Kaisertum nur zusammen mit dem Papsttum existieren könne. Auch einem Heinrich IV. lag es ganz fern, das Papsttum als solches anzugreifen oder gar zu verdrängen. Gegen Gregor VII., der sich zum Lehnsherrn des Kaisers erheben wollte, schleudert er die unerhört kühne Anklage, ein Papst, der in solch häretischer Weise das Kaisertum angreife, könne nicht wirklich Papst sein. „Wir haben alles ertragen“, schreibt er am 24. Januar 1074 an Hildebrand, den „Usurpator und falschen Mönch“, „da wir die Ehre des Apostolischen Stuhles zu wahren trachteten; aber du scheutest dich nicht, die königliche Gewalt, die uns von Gott übertragen wurde, zu bedrängen, indem du sie uns zu entreißen drohtest: als hätten wir von dir die Königsgewalt erhalten, als lägen in deiner, und nicht in Gottes Hand königliche und kaiserliche Gewalt. Denn unser Herr Jesus Christus hat uns zum König, dich aber nicht zum Papst berufen.“ Mit dem „Descende, descende, in saecula damnande!“ hat sich die Auseinandersetzung zwischen den beiden tragenden Mächten des Mittelalters auf Messersschneide zugespitzt, ging es doch um Sein oder Nichtsein, nicht nur des Kaisers und des Papstes, sondern der Weltordnung schlechthin.

Das uralte Schwerter-Gleichnis ist bekannt: Gott habe dem Petrus zwei Schwerter übergeben, das geistliche und das weltliche. Das weltliche habe dieser weiterzugeben an die Kaiser. Die Frage war nur, ob damit der Kaiser vom Papst abhängig sei oder nicht. Die durchlaufende Auffassung war, daß dem Papst nur das Recht der Verleihung, nicht aber das der Wahl, oder gar der Absetzung zukomme. Der Kaiser habe ebensowenig wie der Papst einen irdischen Richter über sich, allein Gott sei er verantwortlich. Gregor hat Heinrich gebannt und damit in kühner Weise die andere Auffassung bekräftigt. Beide aber wurden ihr Leben lang verfolgt von den tragischen Konsequenzen ihres Konfliktes. Die Einheit beider Gewalten, ihre glückliche Harmonie ist nie erreicht worden, auch nicht mit dem Kompromiß des Wormser Konkordates. Denn stets drohte eine heillose Einseitigkeit: Entweder wurde der Papst zum Hofbischof (und dagegen war der gregorianische, von Cluny inspirierte Schlachtruf ‚*Libertas ecclesiae!*‘ gerichtet), oder der Kaiser zum ersten Feldhauptmann des Papstes (woraus sich vor allem die Konflikte der Stauferzeit ergaben, vgl. den Streit zwischen Hadrian IV. und Barbarossa). Seit Canossa beginnen Regnum und Sacerdotium auseinanderzufallen. Zwar wurde das bis zum Ende des 13. Jahrhunderts noch verdeckt; aber die gewaltigen theoretischen Anstrengungen der Päpste und Kaiser, die Einheit zu beschwören, zeigen, daß die Einheit innerlich verloren war. Gregor VII. und seine Nachfolger haben die Heiligkeit des Kaisertums faktisch bestritten und die Kaiser zu „Laienhelfern“ gemacht, auch wenn sie sich weiterhin um die *Concordia regni et imperii* mühten.

Aber noch einmal — trotz allem — erhob sich das Kaisertum zu machtvoller Größe, im Geschlecht der Staufer; die alte Kaiseridee ließ sich dennoch nicht mehr verwirklichen. Die Kaiserherrschaft über die Kirche, wie sie einst Karl der Große, Otto I. und Heinrich III. ausgeübt hatten, wie Barbarossa sie wiederum anstrebte, war seit Gregor VII. unmöglich geworden. Auch kennen die Staufer nicht mehr die enge Verbindung mit der Kirche, wie die früheren Kaiser. Die Universalität des Kaisertums ist verloren, die Zeit der Nationalstaaten hebt an. Friedrich II. ist König des Normannenreiches, dazu einer der ersten bedeutenden italienischen Dichter.

Für die Staufer ist die Kaisergewalt (vor allem) die einzige Quelle des Rechts. In diesem Sinne ist Justinian das Vorbild Barbarossas. Dabei versteht sich ja gerade das Papsttum als Sachwalter göttlichen und menschlichen Rechtes! Cäsarisches Fluidum



umgibt die Würde des Kaisers, der dennoch Herrscher im christlichen Raume bleiben will. Heinrich VI. starb zu früh, als daß er seine Weltmachtpläne hätte verwirklichen können. Er, der eine gewaltige Macht bei sich zentrierte, wäre zur großen Bedrohung des Papstes geworden. Sein Tod ließ dem Papst-Kaiser Innozenz III. freie Hand, dessen Sorge um ein christlich geeintes Abendland man gewiß nicht als geniale Böswilligkeit schelten darf.

Das staufische Kaisertum aber wuchs dann in Friedrich II. weit über das mittelalterliche Abendland hinaus und ließ auch die kirchliche Einheitskultur hinter sich. Deshalb *mußten* Friedrich und die Päpste in schärfsten Gegensatz geraten. Der Universalanspruch des Kaisers wurde zum Anspruch auf die Weltherrschaft. Genau dies hatten die Päpste am meisten zu fürchten. Seinen Freunden erschien der „neue Weltkaiser“ als der „Messias-, Friedens- und Endkaiser“ nach römischem Vorbild und somit als der Gottkaiser der neuen Zeit. Seine Gegner bezeichneten ihn als den „rex tyrannus und den Antichrist, unter dem die Welt zugrunde gehen sollte“. Beides sind (ungeheuerliche) Spiegelungen eines noch unfasßbaren Ereignisses, in dem sich die alte und neue Welt begegnen. Die Synthese von Antike und Christentum will nicht mehr gelingen.

Hier ist nicht der Ort, zu den Lobeshymnen und den Haßtiraden für und gegen den genialen Herrscher Stellung zu nehmen. Eines aber steht fest: Sein Wille, die Welt in einer toleranten und friedlichen Ordnung zu einen, sein Bestreben, eine hohe Weltkultur zu erwirken, sind die wahrhaft vorbildlichen Grundzüge dieses Staufers. Und so wollen wir im Sinne unseres Themas einige Stellen aus seinem gewaltigen Schriftennachlaß betrachten, die uns die mittelalterliche Kaiseridee in ihrem letzten Höhepunkt verdeutlichen.

Über die parallele Einheit des päpstlichen und kaiserlichen Amtes schreibt er am 3. Dezember 1232 an Gregor IX.: „Der Schöpfer sorgt, daß die Beschwerden unseres Glaubens mit zweifachem Mittel behoben werden. Innerlich nämlich wird die Kirche . . . von falschen Brüdern . . . bedrängt, äußerlich aber durch die Angriffe öffentlicher Empörer wie von offenen Wunden zerrissen.

Gegen diese beiden wendet die himmlische Macht nicht zwei, sondern eine doppelte Arznei an: die Salbe des priesterlichen Amtes . . . und die Macht des kaiserlichen Schwertes . . .

Dies ist wahrhaft, heiligster Vater, *eine*, aber eine doppelte Hei-

lung unserer Krankheit, und wenn auch diese beiden: Priestertum und heiliges Reich, durch den wörtlichen Ausdruck getrennt sind, so sind sie dennoch in der Wirkung der Bezeichnung desselben Ursprungs, nämlich eingesetzt durch die göttliche Macht.“ Friedrich legt also sehr stark den Akzent auf die Einheit beider Ämter, was noch klarer aus folgenden Worten hervorgeht: „Tatsächlich macht dieselbe Scheide die beiden Schwerter so eindeutig zu einem, daß nicht eins vom andern, ohne das andere zu beschädigen, getrennt werden kann.“ Ja, die Einheit der beiden Ämter ist so stark wie die Einheit von Vater und Sohn in der göttlichen Trinität: „Wir glauben fest und bekennen öffentlich, daß Wir beide wie Vater und Sohn eins sind.“

Es mag sein, daß die Bedeutung der Eintracht zwischen Papst und Kaiser nie deutlicher beschrieben wurde als hier; und dennoch wissen wir aus anderen Zeugnissen, daß er die *Einheit des Reiches* über alles stellte, auch über seine Einigkeit mit dem Papst, und daß er die Sakralität des „Gottesstaates“ eher als die überkommene *Form* dieser Einheit betrachtete. „Sacrum“ Imperium heißt dann eben: Das *eine* Reich, von dem aus die Welt bewegt wird . . . Damit wollen wir gewiß nicht behaupten, Friedrich sei ein areligiöser und ungläubiger Mensch gewesen. Nur: die über-nationale Ausrichtung seiner Herkunft, die in jener Zeit nachgerade traumhafte Weite seines Geistes hoben ihn weit empor aus der noch ganz mittelalterlich begrenzten Welt seiner Zeitgenossen. Deswegen darf man ihn nun auch nicht gleich „den ersten modernen Menschen“ nennen wollen, aber sein Blick war nach vorn gerichtet. Und er war eben ein überragendes politisches Genie.

Man kann sich kaum vorstellen, daß ein Mann von ausgeprägter Toleranz dem Islam gegenüber ein scharfer Verfolger der abendländischen „Ketzer“ war. Und doch hat er z. B. die Katharer mit unerbittlicher Schärfe verfolgt. Er tat es, weil die vielen damaligen Sektenbewegungen den nach Rom ausgerichteten Welttordo zu zerstören drohten. In der folgenden zitierten Stelle tritt er ganz als der weltliche Verteidiger des Glaubens auf. Und doch verteidigt er im Glauben einzig und allein das Band der Einheit, was allein seinem Kaisertum Sinn geben kann. Die Stelle stammt aus der Ketzerverordnung von 1224, in der Ausfertigung von 1232.

„Die Sorge für die Uns vom Himmel übertragene königliche Gewalt und die Hoheit der Uns vom Herrn verliehenen kaiserlichen Würde zwingen Uns, das weltliche Schwert, das Wir im

Gegensatz zur priesterlichen Würde führen, gegen die Feinde des Glaubens und zur Ausrottung der ketzerischen Niedertracht zu zücken, damit Wir die Schlangensöhne des Unglaubens, die Gott und die Kirche beleidigen, wie Entweiher des Mutterleibes, mit gerechtem Gericht verfolgen und die Bösewichter nicht leben lassen, durch deren verführerische Lehre die Welt vergiftet und der Herde der Gläubigen wie von räudigen Schafen schwerer Schaden zugefügt wird.“ Für uns schwer verständlich, gelten auch diese Bestimmungen wie alles Denken und Handeln Friedrichs dem Honor Imperii (Ehre des Reiches) und der friedlichen Einigung des Reiches.

Wie sehr er sich als der „Salvator Mundi“ fühlte, als das göttliche Gnadenpfand auf Erden, klingt deutlich aus einem Brief von 1245: „Vom Glanz des kaiserlichen Thrones gehen wie von der Sonne die Strahlen aller Würden aus, ohne daß die Herrlichkeit des ersten Gestirns eine Einbuße an Licht spürt . . .“

In Friedrich II. sehen wir die Weite, aber auch die Grenzen der Kaiseridee in ihrem letzten glanzvollen Höhepunkt. Papsttum und Kaisertum hatten sich im Mittelalter aneinander hochentwickelt. Trotz aller Schwierigkeiten und alles menschlichen Versagens hatten die Völker des Abendlandes aus dem sendungsbewußten Handeln der beiden zentralen Mächte ihre bis heute bewahrte Form erhalten. Freilich war nach Friedrichs Tod auch für die Päpste die große Zeit vorbei, in der man glaubte, das *eine* einig Reich Gottes auf Erden durchsetzen zu können. Wenn sich aber durch all die ungeheuren Kämpfe, die Europa dann noch ertragen mußte, das Gespür für die Zusammengehörigkeit dieses Kulturraumes bewahrte, so haben das die abendländischen Völker den Kaisern und Päpsten des Mittelalters zu danken; jedenfalls den großen und sendungstreuen. Unter ihnen nimmt der letzte große Staufenherrscher einen wichtigen Platz ein. Der Glaube an eine durch die göttliche Macht gesicherte Weltordnung, die Hoffnung auf die friedensbringende Einheit des Reiches, auf die Befriedung der ganzen Welt waren die Grundmotive seiner Regierung.

Die Vision des Sacrum Imperium deutscher Nation ist mit der staufischen Herrschaft verschwunden. Der Enkel des Friedrich, jener adelige Jüngling aus dem schwäbischen Hause, Konradin, machte sich als letzter von ihnen auf, des Reiches Krone und Herz zu gewinnen; von seinem kühnen Italienritt ist er nicht zurückgekehrt.



**Aachen**, Karlsschrein aus dem Münsterschatz. Links der Salier Heinrich V., rechts der Staufer Friedrich II.

Als Karl der Große 814 starb, wurde er zu Aachen, seiner Pfalz, in einem römischen Marmorsarkophag beigesetzt. Im Mai des Jahres 1000 ließ Otto III. das Grab zum ersten Male öffnen und stieg selbst in die Gruft hinab. Im Dezember 1165 erhob Friedrich I. Karls Gebeine und stellte sie zu allgemeiner Verehrung zur Schau, obwohl die Heiligsprechung im Streit zweier Gegenpäpste nicht anerkannt wurde. Zwei Tage nach seiner Krönung zum deutschen König ließ Friedrich II. die sterblichen Reste Karls am 27. Juli 1215 in dem von ihm gestifteten Karlsschrein niederlegen, in dem sie noch heute ruhen. In den Jahrbüchern von St. Jakob zu Lüttich heißt es dazu:

*„Am Montag ließ der König, nach feierlicher Abhaltung der Messe, den Leichnam des heiligen Karl, den sein Großvater, Kaiser Friedrich, aus der Erde erhoben hatte, in einen überaus prachtvollen Sarkophag, den die Aachener aus Gold und Silber gefertigt hatten, niederlegen. Alsdann ergriff er einen Hammer, legte den Mantel ab, stieg mit dem Werkmeister auf das Gerüst und schlug vor aller Augen in Gemeinschaft mit dem Meister die Nägel, die am Sarge staken, fest und sicher ein . . .“ \**

\* Zitiert nach Kurt Pfister, Kaiser Friedrich II., S. 106.

FRIEDRICH I. BARBAROSSA

Friedrich I. Barbarossa war nicht der erste Staufer, der die deutsche Königswürde erhielt. Er war auch vielleicht nicht einmal der Größte des Geschlechts, sicher aber der politischste Charakter. Anders als sein Sohn Heinrich VI. und sein Enkel Friedrich II., die in ihren Machtbestrebungen nur allzu häufig jedes Maß verloren, hatte Barbarossa einen sicheren Blick für die tatsächlichen Erfordernisse, dachte er realistisch, kannte er seine und der kaiserlichen Macht Grenzen. Diese „Genügsamkeit“ wurde und wird Friedrich I. häufig zum Vorwurf gemacht. Dabei übersieht man, daß gerade er es war, der das staufische Geschlecht zur Größe erhob. Den verklärenden Glanz allerdings erhielt es erst von Friedrich II., von dem unglücklichen Konradin.

Friedrich Barbarossa zählt neben Karl dem Großen zu den volkstümlichsten und bedeutendsten Herrschergestalten des deutschen Mittelalters. In seiner äußeren Erscheinung wie in seinem Wesen entsprach er ganz dem ritterlichen Ideal seiner Zeit. Deutsche und Italiener haben später seine Person geschildert: die harmonisch gebildete mittelgroße Gestalt, „kürzer als die Längsten, schlanker und größer als die Mittelgroßen“, das Antlitz fein geformt, wie es auch das Kopfreliquiar von Kappenberg zeigt, Haupthaar und Bart rotblond und gelockt, die Haut zart und „manchmal mit der der Jugend eigenen Röte übergossen“, der Blick „heiter, daß man immer meinte, er wolle lachen“. Wibald von Stablo, seit 1146 Abt des Klosters Korvey und unter Konrad III. einer der einflußreichsten Männer des Reiches, rühmte die Schärfe seines Geistes und die Entschlossenheit im Rat wie im Krieg, seine blendende Beredsamkeit und die Unduldsamkeit gegen jedes Unrecht (der ausgeglichenen und durchaus unkomplizierten Natur Friedrichs war ein starkes Gefühl für Recht und Gerechtigkeit und für die Erhabenheit der kaiserlichen Würde eigen). Wie sein Sohn Heinrich VI. besaß er eine starke politische Begabung, doch war dieser, zwar ein Dichter tief empfindender Minnelieder, in der Politik und Diplomatie von harter, gelegentlich grausamer Art, die auch vor Treulosigkeit nicht zurückschreckte, so war Friedrich von selten klarem und aufrichtigem Charakter. Mit seiner Person verbindet sich das unablässige Bemühen, trotz aller Schwierigkeiten innerhalb des Reiches eine

starke Königsmacht zu schaffen, verbindet sich auch das hohe Ansehen, welches das Reich und die Kaiserwürde unter seiner Regierung bei anderen Völkern errang. Auf diese Weise wurde seine Zeit späteren Geschlechtern Gegenstand hoffender Sehnsucht. Die deutsche Kaisersage, die ursprünglich an die Gestalt eines Enkels Friedrich II. anknüpfte, übertrug das einfache Volk zu Beginn des 16. Jahrhunderts auf Friedrich Barbarossa. Damals entstand die Sage von dem Kaiser, der im Kyffhäuser schlafe, um in Augenblicken schwerster Not seinem Volke zu Hilfe zu kommen und es einer glücklicheren Zeit entgegenzuführen.

Als am 4. März 1152 der kaum dreißigjährige Friedrich von Schwaben, den sein Onkel Konrad III. auf dem Totenbett zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, in Frankfurt einmütig zum deutschen König gewählt wurde, stellte diese Wahl einen Ausgleich zwischen kirchlichen, staufischen und welfischen Interessen dar. War die Erhebung seiner beiden Vorgänger (Lothar I. von Supplinburg und Konrad III.) das Werk der Kirche gewesen, so gelangte Friedrich durch die Wahl der Fürsten auf den Thron. Durch seine Mutter Judith, ein Enkel des Welfen Heinrich des Schwarzen und Vetter Heinrichs des Löwen, war er nach den Worten Ottos von Freising dazu berufen, als „Verwandter beider Geschlechter gleich wie ein Eckstein den klaffenden Riß der beiden Wände zu schließen“. So waren die Hoffnungen, die das Reich auf den Staufer setzte, hoch gespannt.

Fünf Tage nach seiner Wahl wurde Friedrich in Aachen gekrönt. Noch am Krönungsort legte er die Grundlinien einer neuen Politik fest. Bald sollte Wibald von Stablo klagen, daß sein und seiner Freunde Mühen überflüssig geworden sei. Wenn auch Friedrich bei seiner Krönung dem Papst – damals regierte Eugen III. – Ehrerbietung und Liebe gelobt hatte, so kündigte doch seine Wahlanzeige an den Oberhirten der Christenheit, die keine Bitte um Bestätigung enthielt, einen neuen Kurs gegenüber der Kurie an. Ja, der neue König sprach davon, daß er die Würde des Imperium Romanum zur alten, hochragenden Kraft zurückführen wolle. Ein Rundschreiben verkündete Friedrichs Auffassung vom Reich, das unmittelbar von Gott stamme und somit gleichwertig neben dem Papsttum stehe als eines der beiden Schwerter, denen der Erdkreis unterworfen sei. Und in einem Schreiben an Eugens Nachfolger Hadrian IV. wird dieser Gedanke in wenigen geschliffenen Sätzen noch deutlicher dargelegt: „Die freie Krone unseres Reiches schreiben wir allein göttlicher Verleihung zu.“



Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1121—1190) mit seinen beiden Söhnen König Heinrich VI. und Herzog Friedrich von Schwaben (Miniatur um 1180).

So wurden gegenüber dem päpstlichen Anspruch *regnum* und *imperium* enger miteinander verschmolzen und auf die gleiche staatsrechtliche Wurzel, nämlich die Wahl durch die Fürsten, zurückgeführt. Die ganze Überlieferung der imperialen Idee erstand im Kaisertum Friedrichs I. zu neuem Leben. Konstantin, Justinian, Theodosius, vor allem aber Karl der Große erschienen als die geistigen Ahnen seines Reiches. Durch die Aufnahme antiker Elemente und durch die unmittelbare Ableitung der kaiserlichen Würde von Gott gelang jetzt, woran Heinrich IV. noch zerbrochen war: die Wahrung eigenen Rechts für den Staat und die weltliche Herrschaft. Neben der römischen Kirche stand nun das Kaisertum unabhängig und gleichberechtigt, da „durch diese beiden Häupter und Prinzipien die ganze Welt im Göttlichen wie im Menschlichen geordnet werde“.

Trotz dieser bestimmten Haltung war Friedrich durchaus zu Verhandlungen mit der Kurie bereit, wie der im März 1153 in Konstanz zwischen dem König und dem Papst geschlossene Vertrag erkennen läßt. Aber gerade dieses Abkommen macht den Unterschied zwischen Friedrichs und seiner Vorgänger Politik deutlich: den Verpflichtungen des Königs stehen entsprechende Zusagen des Papstes gegenüber. Friedrich verpflichtete sich, keinen Frieden mit den Römern oder Normannen ohne die Zustimmung des Papstes zu schließen, die Römer zu unterwerfen und den Zustand der römischen Kirche, wie er vor hundert Jahren gewesen war, wiederherzustellen; den „*honor papatus*“ und die Regalien des römischen Stuhles gegen jedermann zu verteidigen; dem „König der Griechen“ keine territorialen Zugeständnisse auf italienischem Boden zu machen.

Demgegenüber versprach der Papst die Kaiserkrönung, sobald Friedrich nach Italien käme; gegen alle diejenigen mit kirchlichen Mitteln vorzugehen, die den „*honor imperii*“ verletzen würden; dem „König der Griechen“ keine Zugeständnisse territorialer Art in Italien zu machen. Die Wiederherstellung des Reiches in seiner territorialen Unversehrtheit war also letztlich das Programm des Konstanzer Vertrages. Am 18. Juni 1155 wurde Friedrich von Hadrian IV. in der Peterskirche zu Rom zum Kaiser gekrönt, während vor dem Gotteshaus die „Krönungsschlacht“ tobte, da Friedrich es ausgeschlagen hatte, die Krone aus der Hand des römischen Volkes entgegenzunehmen. Zu ersten Spannungen größeren Ausmaßes zwischen Friedrich und der Kurie kam es auf dem Reichstag zu Besançon (1157). Hier erreichte den Kaiser eine päpstliche Gesandtschaft unter der Führung des Kanz-



lers Roland. In einem Schreiben erinnerte Hadrian Barbarossa daran, daß er ihm die Machtfülle des Kaisertums übertragen habe, ihm aber auch gern noch größere „beneficia“ überlassen hätte. Als Rainald von Dassel, der Kanzler des Kaisers, diesen wohl absichtlich zweideutigen Begriff bei der Übersetzung des Schreibens mit „Lehen“ wiedergab, erhob sich auf dem Reichstag ein Sturm der Entrüstung. Die Frage des päpstlichen Legaten: „Von wem hat der Kaiser das Kaisertum, wenn nicht vom Papst?“ steigerte die Erregung. Nur das persönliche Dazwischentreten Barbarossas rettete Roland das Leben.

Ehe aber Friedrich zu Gegenmaßnahmen schreiten konnte, starb Hadrian IV. im September 1159. Sein Tod ließ den Zwiespalt des Kardinalskollegiums deutlich in Erscheinung treten. Die Mehrheit der Kardinäle wählte den bisherigen Kanzler Roland, den Exponenten der Politik Hadrians, eine Minderheit entschied sich für den kaiserfreundlichen Kardinal Octavian Monticelli. Roland, von deutschen Truppen unter Führung Ottos von Wittelsbach zum Verlassen Roms gezwungen, wurde als Alexander III. inthronisiert. Octavian nahm den Namen Viktor IV. an. Im Bewußtsein seiner Eigenschaft als Schirmherr der Christenheit berief Friedrich auf den 13. Januar 1160 ein allgemeines Konzil nach Pavia, um die Spaltung möglichst rasch zu beseitigen. Da jedoch die englischen und französischen Bischöfe fernblieben, Alexander III. jedes Schiedsgericht, auch ein Konzil, verwarf, waren die Bemühungen zum Scheitern verurteilt. Damit war das Schisma, das 18 Jahre lang das Abendland spalten sollte, Wirklichkeit geworden.

Das alexandrinische Schisma wie überhaupt die Auseinandersetzung mit dem Papsttum sollten für Friedrich Anlaß zu einer Reihe zunächst außenpolitischer, später auch innenpolitischer Niederlagen werden. Verhandlungen mit Ludwig VII. von Frankreich zerschlugen sich. Ein Bündnis mit Heinrich II. von England blieb ohne nennenswerte Auswirkungen. In Deutschland wuchs die Anhängerzahl Alexanders III. Da endlich schien der vierte Italienzug Friedrichs eine Wende anzubahnen. Rom wurde erobert, und Beatrix, die Gemahlin des Kaisers, am 1. August 1167 von Paschalis III., der nach dem Tode Viktors als Gegenpapst aufgestellt worden war, zur Kaiserin gekrönt. Friedrich glaubte sich auf der Höhe seiner Macht. Da raffte eine Malariaseuche mehr als 2000 Ritter des Heeres dahin, unter ihnen den treuen Kanzler Barbarossas, Rainald von Dassel, den Erzbischof von Köln. Der Kaiser sah sich gezwungen, mit dem

Rest seiner Truppen nach Deutschland zurückzukehren, ohne in der Frage der Nachfolge auf dem Stuhle Petri eine Entscheidung herbeigeführt zu haben. Nach dem Tode Paschalis III. im Herbst 1168 kam es zu einer Annäherung zwischen Friedrich und Alexander. Aber erst der Friedensschluß von Venedig (1177) brachte die endgültige Aussöhnung zwischen Kaiser und Papst. Das Laterankonzil von 1179 war der Ausdruck für die wiedergewonnene Einheit der Christenheit.

Der Friede von Venedig leitete auch einen Umschwung in der Italienpolitik des Kaisers ein. Als Friedrich 1154 seinen ersten Romzug antrat, fand er in Oberitalien eine völlig veränderte Lage vor. Seitdem dort die städtische Bewegung im Investiturstreit von der Kurie begünstigt worden war, hatten die oberitalienischen Städte, nicht zuletzt durch die Kreuzzugsbewegung gefördert, einen starken wirtschaftlichen Aufschwung genommen. Das Bürgertum hatte es verstanden, die Herrschaft in seine Hände zu bekommen, indem es die geistlichen Stadtherren verdrängte und durch selbstgewählte Vertreter des Volkes, die „consules“, ersetzte. Das Fernbleiben der deutschen Könige, die seit Heinrich V. nur noch gelegentlich italienischen Boden betreten hatten, begünstigte diese Entwicklung, die auch dazu geführt hatte, daß die Städte in zunehmendem Maße Reichsrechte und Reichsgüter an sich rissen. Auf diese Weise waren mächtige Stadtstaaten entstanden, die sich nur allzu oft gegenseitig befehdeten. Die bedeutendste dieser Städte war Mailand, bereits in den Tagen Heinrichs IV. die Stütze der antikaiserlichen Partei.

Während seines ersten Italienzuges begnügte sich Friedrich, auf dem Reichstag zu Roncaglia die Huldigung der Städte entgegenzunehmen und Lehensgesetze zu erlassen. Wichtigeres, die Kaiserkrönung, der Kampf mit den Römern und Normannen, stand ihm bevor. Erst eine zweite Heerfahrt im Jahre 1158 sollte der Wiederaufrichtung der Reichsgewalt in Italien dienen. Es galt, in Ober- und Mittelitalien alle jene Rechte und Besitzungen des Reiches wiederzugewinnen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte an die Städte verlorengegangen waren. Da der Zug diplomatisch gut vorbereitet worden war und Mailand sich nach mehrwöchiger Belagerung unterwarf, konnte Friedrich rasch an die politische Neuordnung des Landes gehen. Das war die Aufgabe des Reichstages, der im November 1158 auf den Ronkalischen Feldern in der Poebene oberhalb von Piacenza zusammentrat. Die dort gefaßten Beschlüsse sahen vor, daß alle Herren und Städte Italiens auf ihre Regalien zu verzichten hätten, soweit sie nicht

ihren rechtmäßigen Besitz durch ausdrückliche Verleihung nachweisen konnten. Hinzu kamen drei nicht erhaltene Gesetze über die Ausübung der Gerichtsbarkeit, über die Reichssteuer und über die Abgaben für den Bau königlicher Pfalzen. Wenn auch die Ronkalischen Gesetze, die ihren Abschluß durch einen allgemeinen Landfrieden fanden, in einzelnen Wendungen den Einfluß des römischen Rechts erkennen lassen, so brachten sie tatsächlich doch nur eine Wiederherstellung der alten Königsgewalt, wie sie bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts bestanden hatte. Für das staufische Königtum ergab sich daraus aber ein ungeheurer Machtgewinn. Für die Städte dagegen hätte die Verwirklichung dieser Beschlüsse das Ende der seit Jahrzehnten erworbenen städtischen Freiheit und Selbstverwaltung bedeutet. So mußte es bei der Durchführung der Beschlüsse zwangsläufig zum Widerstand kommen. Dieser erlosch erst nach der hunnischen – man findet kein anderes Wort – Zerstörung Mailands durch Friedrich.

Die Unterwerfung Italiens, soweit es zum Reich gehörte, war von kurzer Dauer. Als Friedrichs Heer auf seiner vierten Italienfahrt vor Rom der Malaria weichen mußte und sich auflöste, kam es zu einem allgemeinen Abfall der Lombardei und zu einem Zusammenschluß der Städte im „Lombardischen Städtebund“. So bedeutet das Jahr 1167 und der Tod Rainalds von Dassel einen wichtigen Einschnitt in der Geschichte Barbarossas. Der Versuch, im Ringen mit der Kurie und den oberitalienischen Städten die Reichsgewalt in Italien wiederherzustellen, war gescheitert. Fast zehn Jahre später kam es in der Lombardei zu neuerlichen Kämpfen zwischen dem Kaiser und den Städten. In der Schlacht von Legnano (1176) erlitt das deutsche Ritterheer durch das Mailänder Fußvolk eine Niederlage, die sich auch in Friedrichs Deutschlandpolitik auswirken sollte. Der Kaiser sah sich zu Verhandlungen gezwungen. Mit den Lombarden wurde ein sechsjähriger Waffenstillstand vereinbart, mit Wilhelm II. von Sizilien ein solcher von 15 Jahren – Zeit genug, um das politische Verhältnis den Normannen gegenüber auf neue Grundlagen zu stellen.

Als Friedrich im Herbst 1184 zu Verhandlungen mit Lucius III., dem Nachfolger Alexanders auf dem päpstlichen Thron, in Italien eintraf, vollzog er eine grundsätzliche Wende in seiner Italienpolitik. Am 29. Oktober verlobte sich König Heinrich VI. in Augsburg mit Konstanze von Sizilien, einer Tochter Rogers II. Die Verhandlungen, die zu dieser Verlobung führten, sind im einzelnen nicht bekannt. Maßgebend bei Friedrich war zweifel-

los der Wunsch, durch einen Frieden mit den Normannen die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Politik in Ober- und Mittelitalien zu schaffen. Außerdem benötigte Konstanzes Neffe, König Wilhelm II., der die Angriffspolitik der Normannen gegen das Ostreich fortsetzen wollte, eine Rückendeckung im Westen. Daß sich aus diesem staufisch-sizilischen Ehebündnis sehr bald eine Vereinigung beider Reiche ergeben würde, ließ sich damals nicht voraussehen, da Wilhelm mit Johanna, einer Tochter Heinrichs II. von England, vermählt war.

Einen Teil der Schuld an der Niederlage Friedrichs bei Legnano gegen das Heer des lombardischen Städtebundes trug des Kaisers Vetter Heinrich der Löwe. Trotz inständiger Bitten – Barbarossa soll angeblich während einer Unterredung in Chiavenna vor dem Bayern- und Sachsenherzog auf die Knie gefallen sein – ließ er sich nicht bewegen, Truppen für die oberitalienischen Unternehmungen des Kaisers zu stellen. Damit kam der Konflikt zwischen Staufern und Welfen, der seinen Ursprung in der Wahl Konrads III. zum deutschen König hatte, erneut zum Ausbruch. Die Weigerung Heinrichs des Löwen, Friedrich zu unterstützen, hatte gezeigt, daß des Kaisers bisherige Politik in Deutschland, die auf dem Ausgleich mit dem Welfen beruhte, nicht mehr durchführbar war. In einem kritischen Augenblick hatte sich dem Kaiser ein Fürst versagt, dessen Macht er befestigt und gestützt hatte, dessen Forderungen aber jetzt das Gefüge des Reiches zu sprengen drohten.

Friedrich lud Heinrich den Löwen vor den Reichstag zu Speyer, wo nun aber der Herzog seinerseits Klage über seine Gegner, die ihm durch seine expansive Hausmachtspolitik erwachsen waren, führte. Diese dagegen klagten Heinrich auf dem folgenden Reichstag zu Ulm, am 11. November 1178, des Landfriedensbruches an. Daß Friedrich nicht wie in früheren Jahren sogleich für Heinrich eintrat, sondern ihn auf den Januar 1179 nach Worms beschied, machte dem Löwen wohl die Veränderung seiner Lage klar, so daß er dort nicht erschien. Damit nahm der Prozeß gegen ihn seinen Lauf. Ein landrechtliches und lehnsrechtliches Verfahren wurde gegen ihn eingeleitet. Nachdem er der dreimaligen Ladung vor das Hofgericht nicht gefolgt war, wurde am 24. Juni 1179 die Acht, ein Jahr später die Oberacht über ihn verhängt. Er verlor alle Lehen und Eigengüter, wurde recht- und friedlos. Die Verachtung der kaiserlichen Majestät gab Anlaß zu einem weiteren lehnsrechtlichen Verfahren, in dessen Verlauf ihm nach dreimaliger, wiederum vergeblicher Ladung auch seine

Reichslehen entzogen wurden. Heinrich wurde seiner Herzogtümer Sachsen und Bayern entsetzt. Auf dem Reichstag zu Gelnhausen (1180) belehnte der Kaiser den Erzbischof Philipp von Köln mit dem westlichen Teil des alten Herzogtums Sachsen, nunmehr Westfalen genannt, das restliche Herzogtum erhielt Bernhard von Anhalt, der jüngste Sohn Albrechts des Bären. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach wurde als Herzog in Bayern eingesetzt, von dem allerdings die Steiermark abgetrennt wurde. Als dann der Kaiser die Heerfahrt gegen den Löwen antrat, zeigte es sich, daß dessen Stellung nicht mehr auf den Grundlagen des alten Stammesherzogtums, sondern auf der rücksichtslosen Anwendung seiner Macht und der Deckung durch den Kaiser beruht hatte. Die sächsischen Fürsten und Vasallen fielen von ihm ab. Im November 1181 mußte sich Heinrich unterwerfen und für drei Jahre in die Verbannung gehen. Nach seiner Rückkehr (1185) mußte er noch einmal das Land verlassen, als Barbarossa den Kreuzzug antrat. In dessen Abwesenheit versuchte er, gestützt auf England, den Kampf gegen die Staufer wieder aufzunehmen. Aber nach mehrjährigen Kämpfen gegen Heinrich VI. mußte er sich endgültig beugen (1194). Heinrich der Löwe starb am 6. August 1195 in Braunschweig.

Die Zerschlagung der welfischen Machtstellung hatte für die Entwicklung Deutschlands schwerwiegende Folgen. So notwendig die Beseitigung der überherzoglichen Gewalt Heinrichs des Löwen für das staufische Königtum und den Aufbau des Reiches war, so mußte auf der anderen Seite der Zerfall einer starken Staatsgewalt, die Heinrich im Nordosten des Reiches aufgebaut hatte, für den Fortgang der deutschen Siedlung im nordelbingschen Raum schädlich sein. Dänemark gewann sein altes Übergewicht zurück. Waldemar I. und seine Nachfolger machten sich zu Herren der Ostseeküste bis nach Pommern. Wichtiger noch waren die Auswirkungen für den inneren Aufbau des Reiches. Der Sturz des Welfen kam weniger der Reichsgewalt als vielmehr den Fürsten zugute. Nur mit ihrer Hilfe hatte der Kaiser den Herzog niederwerfen können. Ihnen mußte er deshalb wichtige Zugeständnisse machen. Dadurch, daß es den Fürsten gelang, allmählich den Rechtsgrundsatz durchzusetzen, daß erledigte Reichslehen binnen Jahr und Tag neu verliehen werden sollten und nicht vom König eingezogen werden durften, war die Territorialisierung des Reiches besiegelt. Nicht das Königtum, sondern die Fürsten sind als Sieger aus dem Kampf mit Heinrich dem Löwen hervorgegangen.

Trotzdem stand Friedrich Barbarossa zu Ende seines Lebens auf dem Höhepunkt seiner Macht. Das Reich war in seiner alten Größe neu erstanden, das Kaisertum gefestigt. Dies war die Voraussetzung zum Entstehen einer neuen Kultur, des Rittertums. Der Ritterstand war eine gemein-westeuropäische Erscheinung, geprägt durch die Verchristlichung des kämpferischen Lebens. Wichtig für die Ausbildung der ritterlichen Kultur wurde aber vor allem die Berührung mit der Welt des Orients. Von Südfrankreich, dessen Adel in den Kämpfen gegen den Islam auf spanischem Boden zuerst die Möglichkeit hatte, das Ideal des „miles christianus“ zu verwirklichen, nahm diese neue Lebenskultur ihren Ausgang. Nach Deutschland kam sie über Flandern und Brabant, aber auch durch Burgund. Barbarossas zweite Gemahlin, Beatrix, brachte die burgundischen Lande in staufischen Besitz, er selbst war König des Arelats, zu dem auch die Provence gehörte.

Das neue Lebensideal ließ eine eigene ritterliche Ethik entstehen. Sie wurde bestimmt von der „mâze“, der weisen Selbstbeschränkung, der „staete“, der Treue gegenüber sich selbst und seiner Pflicht, während die „zuht“ als ein beide umfassender Begriff die ganze Harmonie des inneren und äußeren Menschen bezeichnet. Der Ritter soll aber auch „êre“, „triuwe“, „recht“ und „milte“ beweisen, und der „hohe muot“ ist das Kennzeichen aller wahren Ritterlichkeit, die ihren Ausdruck im Frauendienst, der Verehrung einer verheirateten Frau als der Herrin, findet. In der „hohen minne“ wird die Frau in beinahe kultische Ferne gerückt. Dieses ritterliche Ideal prägte die deutsche Dichtung seit der Mitte des 12. Jahrhunderts. Den Auftakt bilden die Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen und der Alexanderroman des Pfaffen Lamprecht, die den Wandel von der bis dahin herrschenden Weltfeindlichkeit zur Weltaufgeschlossenheit verdeutlichen. In noch stärkerem Maße ist das Rolandslied, das Konrad, der Kaplan Heinrichs des Löwen, in Regensburg um 1170 nach dem Vorbild des französischen „Chanson de Roland“ dichtete, von ritterlichem Geist erfüllt. An der Wende dieser frühhöfischen Zeit steht die Gestalt Heinrichs von Veldeke, der mit seiner nach einem französischen Aeneasroman geschaffenen „Eneid“ der Begründer der höfischen Epik wurde. Gleichzeitig erschloß Eilhard von Oberg, ein welfischer Ministeriale aus der Gegend von Hildesheim, mit seinem „Tristan“ der deutschen Dichtung die Welt der bretonischen Liebesromane. Mit den Gedichten des Kürenbergers und Dietmars von Aist setzte die ritter-

liche Liebeslyrik ein. Friedrich von Hausen wurde der erste Vertreter des höfischen Minnesangs.

In der Baukunst ging der Einfluß der Hirsauer Schule zurück. Der um 1200 vollendete Wormser Dom läßt eine eigene deutsche Wölbetechnik erkennen, die auch beim Dom zu Braunschweig, der Vorbild für die gleichzeitigen Dome in Lübeck und Ratzeburg wurde, zu finden ist. Neben dem Kirchenbau gewinnen die Profanbauten, vor allem die Kaiserpfalzen und Ritterburgen, wachsende Bedeutung. In den ersten Jahren seiner Regierung ließ Friedrich I. Hagenau zu einem Kaisersitz ausgestalten; in der Zeit zwischen 1170 und 1190 begann er mit dem Bau der Pfalzen in Kaiserswerth, Eger, Wimpfen und Gelnhausen. Ältere Stauferfesten wie der Trifels oder Nürnberg wurden umgebaut. Diese ritterliche Würde und der königliche Glanz fanden ihren herrlichsten Ausdruck auf dem Hoftag zu Mainz zu Pfingsten 1184. Daß die beiden ältesten Söhne Friedrichs die Schwertleite empfangen sollten, war der Anlaß zu dem Fest. Die heitere lichte Ebene zwischen Rhein und Main wurde zum Festplatz, auf dem sich bis zu 70 000 Menschen getummelt haben sollen. Fürsten und Volk gaben sich ein Stelldichein, wie es Deutschland noch nicht gesehen hatte. In blühender Fülle entfaltete sich die ritterliche höfische Kultur des staufischen Reiches. Der Kaiser selbst verkörperte in „zuht“ und „mâze“ ihr Ideal. Er nahm am ritterlichen Spiel des Turniers teil, von ihm und dem Feste sangen Heinrich von Veldeke und französische Troubadours. Für die Deutschen aber wurde dieses Fest die Verkündigung ihres eigenen, reichen Daseins, das ihnen in den Jahrzehnten unter der Herrschaft Friedrichs I. Barbarossa zugewachsen war. Heinrich von Veldeke durfte es preisen:

ich wâne, alle die nu leven,  
neheine grôter han gesien.  
den keiser Frederike  
geskiede sô menich êre,  
dat man iemer mêre  
wonder dâ vane seggen mach  
went an den jongesten dach  
âne logene vor wâr.  
et wert noch over hondert jâr  
van hem geseget end geskreven.

Krönung von Barbarossas Lebenswerk aber sollte ein Kreuzzug ins Heilige Land sein, um Jerusalem aus der Hand der Araber

zu befreien. Im Mai 1189 brach von Regensburg ein Kreuzfahrerheer auf, an dessen Spitze zum erstenmal in der Geschichte ein deutscher Kaiser stand, Friedrich I., den die Italiener seines blonden Haares wegen Barbarossa, Rotbart, nannten. Ein Jahr zuvor hatten der Kaiser und sein ältester Sohn Friedrich, der Herzog von Schwaben war, auf dem „Hoftage Jesu Christi“ zu Mainz, auf dem der kaiserliche Stuhl leer geblieben war, als über der Gottessohn selbst den Vorsitz aus, das Kreuz genommen. Obwohl der Zug ins Heilige Land sorgfältig geplant und vorbereitet worden war, kam das Heer nur langsam voran. Durch Ungarn ziehend, gelangten die Ritter in das Reich des byzantinischen Kaisers Isaak Angelos, wo sie überwintern mußten. Erst im folgenden Frühjahr konnten die Kreuzfahrer nach Kleinasien übersetzen. Schon war das kilikische Vorgebirge durchschritten und Armenien erreicht, als Friedrich I. am 10. Juni 1190 im Flusse Saleph den Tod fand.



Kaiser Friedrich I. Barbarossa.  
(Siegel der Goldbulle im Berliner Münzkabinett)

In der „Kölner Chronik“ (Chronica regia Coloniensis)\* steht zu lesen:

*„Als sie nun auf ihrem weiteren Marsche an das Ufer eines Flusses gelangten, stieg der Kaiser eines Sonntags gegen den Willen fast aller, während er noch von langer Anstrengung erhitzt war, in den Fluß, um sich abzukühlen. Und bald, auf Befehl dessen, der den Geist der Fürsten hinwegnimmt, fand er seinen Tod in den Fluten. Dies ist um so mehr schmerzlich zu verwundern, weil jener Fluß nicht sehr tief war . . .“*

\* Zitiert nach Eberhard Orthbrandt, Die Zeit der Staufer, Seite 210.



## HEINRICH VI. UND SEIN ERBREICHSPLAN

### *Das Herrscherbild: Gestalt und Charakter*

Heinrich VI. schien dazu bestimmt, das mittelalterliche Kaisertum der Deutschen auf den Gipfel der Vollendung zu führen. Gleichwohl steht er in der Erinnerung der Geschichte im Schatten der Riesengestalten seines Vaters und seines Sohnes. Man kann diese Tatsache einmal darin begründet sehen, daß das Leben des kaum zweiunddreißigjährigen Heinrich bereits nach sieben Jahren selbständiger Herrschaft durch einen frühen Tod abgebrochen worden ist. Sein Vater, Kaiser Rotbart, hatte, als er, den Siebzigern nahe, an jenem Junisonntag 1190 auf dem Kreuzzug in einem Bergfluß des Taurusgebirges ertrank, achtunddreißig Jahre der Herrschaft hinter sich. Kaiser Friedrich II. aber, Heinrichs einzigem Sohn und Nachfolger, waren immerhin fünfunddreißig Jahre für sein gewaltiges Ringen um Wiederaufrichtung und Ausbau des staufischen Imperiums vergönnt. Schwerer jedoch als ein Vergleich der Regierungszeiten wiegt die Gegenüberstellung der Personen. Friedrich Barbarossa darf als die leuchtendste Erscheinung des gesamten Hochmittelalters gelten. Die geniale, unheimlich komplizierte Persönlichkeit seines Enkels Friedrich II. aber galt schon den Zeitgenossen als „Stupor mundi“, als das Staunen der Welt (Matthäus von Paris).

Solche Leuchtkraft ist dem Bilde Heinrichs VI. versagt. Hierin vermag er den Vergleich mit den Vorgenannten nicht auszuhalten. Im Äußeren hat er wenig mit dem Vater gemein. Übt doch Kaiser Friedrich I. bei nur mittlerer Körpergröße durch seine schlanke, waffengeübte, typisch ritterliche Erscheinung, unterstützt durch hinreißende Beredsamkeit, einen starken persönlichen Zauber auf seine Umgebung aus. Dem kleinen, zartgebauten Sohn von magerem, doch nicht unschönem Gesicht mit hochgewölbter Stirn, rotblondem Haar wie beim Vater, doch in auffallendem Gegensatz zu ihm nur spärlichem Bartwuchs, fehlt dessen heitere, mitreißende Art. In geistiger wie in charakterlicher Hinsicht von gleicher Tatkraft und Unerbittlichkeit im Verfolgen seiner Ziele wie Barbarossa, gleich hochgebildet, des Lateinischen mächtig, was für einen Nichtkleriker damals eine Seltenheit bedeutet, im römischen wie im kanonischen Recht zu Hause, war Heinrich doch viel eher Staatsmann als Stratege. Zu seiner

ererbten, allseits gefürchteten Verstandesschärfe und zu dem vom Vater her bekannten überaus reizbaren Ehrgefühl tritt bei ihm noch etwas sehr Ernstes, Düsteres, manchmal sogar Finsteres, eine Gefühlsarmut, ja Grausamkeit, was die besten Kenner der Epoche an Heinrich V., den letzten Salier, erinnert hat, der indessen den Staufer an Format nie erreicht. Eine Großmutter Heinrichs war Welfin. Angesichts seiner Brutalität hat man auf Heinrich den Löwen hingewiesen. Des jungen Staufers überragende Intelligenz, sein stahlharter Wille und sein messerscharf abwägendes Kalkül lassen ihn mit untrüglichem Instinkt für das Kräftespiel politischer Realitäten immer wieder verblüffend handeln, doch ohne die *mâze*, einen charakterlichen Höchstwert jener Zeit, von dem Barbarossas Größe mitbestimmt ist. So erlebt die Mitwelt den ragenden Bau von Heinrichs Macht von der Nordsee bis ins östliche Mittelmeer weit eher mit Furcht und Zittern als mit liebender Bewunderung. Angst, Mißtrauen, Haß und Verschwörung begleiten immer wieder seine steile Bahn zum Gipfel kaiserlicher Herrschaft. Seine Reaktion wiederum ist nur zu oft rätselvoll und unberechenbar. Neben oft bewährtem Entgegenkommen zum Erreichen des politisch Möglichen finden sich bei ihm unversehens Ausbrüche aus dämonischen Tiefen. Was an harten Strafgerichten, etwa im Kampf mit den Lombarden, Barbarossas Heldenbild zu trüben droht, das steigert sich bei Heinrich zu einer Despotie, die konspirativen Widerstand als Verrat an der geheiligten Majestät des Kaisers in Entsetzen zu ersticken sucht. Ist es nicht bezeichnend für das rätselhaft Doppelgesichtige in seinem Wesen, daß dieser kalt rechnende und zugleich glühende Herrschergeist, der sich in politischem Ehrgeiz für die ihm vorschwebende Höhe des staufischen Imperiums verzehrt, von der Tradition an hervorragender Stelle unter die Minnesänger eingereiht wird? Wie ein Christus Pantokrator am Eingang eines Evangeliums oder Psalterbuches, so eröffnet Kaiser Heinrich VI. die 137 farbigen Illustrationen der sogenannten Manessischen Liederhandschrift, jener Hauptsammlung von Liedern des deutschen Minnesangs aus der Stauferzeit, die heute in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg bewahrt wird. Einsam thronend in archaischem Herrscherstil, im majestätischen Schmuck der kaiserlichen Insignien bezwingende Symbolkraft ausstrahlend, begegnet uns der Kaiser dort. Namhafte Fachleute der Geschichtswie der Literaturwissenschaft glauben heute (gegen Haller, s. Lit. Vz.) wieder an ihn als Dichter und halten ihn wirklich für den Verfasser dreier Minnelieder, die unter seinem Namen uns über-



Kaiser Heinrich VI. (1165–1197). (Miniatur aus der Manessischen Liederhandschrift, Heidelberg).

liefert sind. Will uns das befremden, so gibt es doch übergenug Beispiele der Weltliteratur dafür, daß die Lieder der Dichter nicht immer ein treues Abbild ihres Charakters bieten. Warum soll der hochbegabte Staufer in ganz jungen Jahren der großen Mode seiner Zeit nicht auch seinen Tribut gezollt haben wie der unglückliche jugendliche Konradin? Dabei mag durchaus echtes Erleben hinter den sieghaft stürmenden Versen stehen, mit denen eine erwiderte Liebe gefeiert wird. Dürften wir Heinrichs Verfasserschaft gelten lassen, so wäre er im Formalen zugleich der erste gewesen, der den provençalischen Zehnsilbler in die deutsche Dichtung übernommen hätte. Die drei Lieder müßten allerdings aus seiner Frühzeit stammen, da er noch in Erwartung der Krone stand. Umfangreiche literarische Kontroverse rankt sich vor allem um das erste Lied: „Ich grüeze mit gesange die süezen . . .“:

„ê ich mich ir verzige, ich verzige mich ê der krône.

Er sündet sich swer des niht geloubet,  
ich möchte geleben manigen lieben tac,  
ob joch niemer krône kaeme ûf mîn houbet;

. . . . .“

(„Ehe ich ihr entsage, würde ich eher der Krone entsagen. Der versündigt sich an mir, der nicht glaubt, ich könnte doch noch manchen frohen Tag erleben, wenn auch niemals eine Krone auf mein Haupt käme.“)

Kann man es nicht als geradezu typisch für den hochgefürsteten jugendlichen Dilettanten nehmen, wie sein Sinnen und Trachten sogar im Liebeslied der Krone als dem Reichssymbol verhaftet bleibt?

Dem ungeheuren Spannungsbogen zwischen dem stürmischen Minnesänger und der unnahbar strengen Majestät eines Kaisers des Heiligen Römischen Reiches entsprechen die geographischen Pole, zwischen denen sich sein kurzes Herrscherdasein erfüllen sollte: Nymwegen im Mündungsgebiet des Rheins, die Pfalz, schon von Karl dem Großen häufig aufgesucht, der äußerste Pfeiler staufischer Hausmacht im Nordwesten, wo Heinrich im November 1165 geboren ist, dazu diagonal entgegengesetzt Messina an der Nordspitze Siziliens, zur Stauferzeit bereits über eineinhalb Jahrtausende umkämpftes Zentrum des Weltverkehrs, Schnittpunkt und Schmelztiegel alter Kulturen, wo der Kaiser am 28. September 1197 jähem Fiebersturm erlag.

### *Heinrichs Anfänge: Aufgaben und Vorbereitung*

Immer wieder hat die Forschung betont, daß während der ganzen altdeutschen Kaiserzeit niemals so gut für die Thronfolge gesorgt und das Feld für den jungen Herrscher so geebnet war wie beim Tod Friedrichs I. im Jahr 1190. Seit dem Tod Kaiser Konrads II. im Jahre 1039 war zum erstenmal ein volljähriger Königssohn, dazu seit sechs Jahren Mitregent, beim Dahinscheiden des Vaters am Leben. Merkwürdigerweise wird dabei in der Literatur die Nachfolge von Friedrichs I. Sohn Heinrich zu oft gleichsam als Selbstverständlichkeit hingenommen. Er ist gar nicht der Erstgeborene. Die etwa im Jahre 1147 geschlossene erste Ehe Friedrichs mit Adele von Vohburg war kinderlos geblieben, wie überhaupt das Verhältnis zwischen den Gatten nicht gut gewesen zu sein scheint. Die mindestens um vier Jahre ältere Adele ist weder gekrönt worden, als ihr Mann deutscher König wurde, noch wird sie je in einer seiner Urkunden erwähnt. Bischof Hermann von Konstanz hat nach Zustimmung der Fürsten, die an seinem Sitz 1153 zum Reichstag versammelt waren, die Ehe des Königs im Einverständnis mit Rom durch Ungültigkeitserklärung getrennt, wobei im Verwandtschaftsgrad des Paares ein kanonisches Ehehindernis gefunden wurde. Während Adele, eine Grafentochter, sich später mit einem erst welfischen, dann in staufische Dienste gekommenen Ministerialen, Dietho von Ravensburg, verbunden hat, ist König Friedrichs Werbung nach gescheiterten Verhandlungen um die Hand einer byzantinischen Prinzessin in Burgund erfolgreich gewesen. 1156 gewinnt er Beatrix von Hochburgund zur Frau. Nach Salbung und Krönung der Erwählten im Juni jenes Jahres zu Worms findet in Würzburg die glanzvolle Hochzeit mit achttägiger Feier statt. Doch erst nach acht Jahren, am 16. Juli 1164, schenkt Beatrix ihrem Manne während dessen drittem Italienzug zu Pavia den Erstgeborenen, der auf des Vaters Namen Friedrich getauft wird. Mit drei Jahren 20. Herzog von Schwaben geworden, erhält der junge Friedrich beim Aufbruch zum Kreuzzug 1189, an dem er als Fünfundzwanzigjähriger teilnimmt, im Rahmen der Aufgabenverteilung durch den Vater an dessen fünf Söhne zum schwäbischen Herzogtum die Besitzungen des Grafen Rudolf von Pfullendorf und die Anwartschaft auf die Erbgüter des Herzogs Welf, während der um sechzehn Monate jüngere Heinrich, der spätere Kaiser, damals bereits seit 20 Jahren mit der Königskrone ausgestattet, vom Vater mit der Regierung im Reich be-

auftragt wird. Friedrich führt nach dem so völlig unerwarteten Tod seines Vaters das kaiserliche Heer noch vor Akkon, nach dessen vergeblicher Belagerung auch er am 20. Januar 1191 vor der Stadt stirbt. Sein Tod wird zum Signal für die Umkehr der Deutschen und damit zur Aufgabe des so tragischen Unternehmens.

Nach Vorstehendem scheint es höchst unwahrscheinlich, daß Heinrichs Thronfolge durch einen wie immer gearteten Defekt seines älteren Bruders Friedrich auch nur mitbedingt gewesen sein könnte. Eine Erklärung für die ganz außergewöhnliche Heraushebung der Sekundogenitur im Falle Heinrichs kann wohl einzig im Willen des kaiserlichen Vaters gesucht werden. Sollten überragende Fähigkeiten bereits bei dem kaum Vierjährigen so überzeugend zutage getreten sein, daß seine Erhebung zum deutschen König auf Grund förmlicher Wahl durch die Reichsfürsten zu Bamberg im Jahre 1169 ohne Widerspruch über die Bühne gehen konnte? Zum Aussprechen eines Verzichts wäre sein älterer Bruder Friedrich mit fünf Jahren doch viel zu jung gewesen. So wird man auf ein Durchschauen der rätselhaften Bevorzugung Heinrichs einstweilen verzichten müssen, ohne sie indessen mit Stillschweigen übergehen zu dürfen.

Abgesehen von der Frage, die sich jedem deutschen König und Kaiser bei seinem Herrschaftsantritt immer neu gestellt hat und die auf das Verhältnis der Krone zu den Reichsfürsten zielt, kennen die Stauer vier Problemkreise, mit denen sie sich ständig auseinanderzusetzen haben und von deren Bewältigung nicht nur der Erfolg ihrer Regierung, sondern letztlich ihre Existenz abhängt:

Da sind einmal die Welfen, stärkste Exponenten der reichsfürstlichen Gewalt gegenüber dem staufischen Haus, dem ständige Konkurrenz von diesen droht. Da wartet zum andern auf Lösung die Frage der Durchorganisation und Beherrschung von Reichsitalien. Um eine Lösung dieser Frage hatten schon die Ottonen und Salier schwer gerungen. Barbarossa hat in nicht weniger als sechs Italienzügen insgesamt Jahrzehnte seiner Regierung, seine beste Kraft wie die seiner fähigsten Berater und immer neue Heere ihr geopfert. Zum dritten verlangt die schon seit den Tagen der Christianisierung germanischer Stämme aufgebroschene Frage nach dem Verhältnis von geistlicher und weltlicher Gewalt von jeder Epoche aufs neue die ihr gemäße Lösung. Die geschichtliche Erfahrung rund eines halben Jahrtausends hatte in den Tagen Heinrichs VI. bereits gelehrt: Das Ver-

hältnis zum römischen Papsttum entscheidet in erster Linie über das Schicksal des deutschen Königs und römischen Kaisers. Schließlich war in den Tagen der Staufer die Auseinandersetzung mit einer jungen vitalen Macht tief im Süden höchst vordringlich geworden. Seit bald zwei Jahrhunderten waren die Normannen in immer größeren Scharen in Unteritalien und Sizilien eingesickert. Als Söldner im Dienst bald der, bald jener Partei, schließlich Wurzel schlagend und nach allen Seiten erobernd um sich greifend, waren sie längst ein europäischer Machtfaktor geworden, der auf das politische Kräfteverhältnis zwischen Kaiser und Papst entscheidenden Einfluß gewonnen hatte. Die Beherrschung dieser vier Schwerpunktfelder: Welfen, Reichsitalien, Papsttum und Normannen würde in ihrer Rückwirkung auf die reichsständischen Kräfte der Königs- und Kaiserkrone optimale Sicherheit und stärkste Ausstrahlung auf die gesamte europäische Welt verleihen. In dieser Richtung lag die Lösung der gigantischen Aufgabe der „Wiederherstellung des Kaisertums im Glanze seiner alten Macht“, von Barbarossa mit ganzer Kraft in Angriff genommen, trotz schwerer Rückschläge mächtig vorwärtsgetrieben und seinem Sohn Heinrich zu höchster Vollendung übergeben. Was der Kaiser seinem von ihm bestimmten Nachfolger dabei vorarbeiten konnte, das hat er in vollem Maße geleistet. Nach der Schwertleite der Söhne Friedrich und Heinrich auf jenem glanzvollen Mainzer Hoftag zu Pfingsten 1184, der Tausende von Gästen, darunter einen Großteil des europäischen Adels, zu prunkvoller Schau vereinte, und nach dem Aufbruch des Vaters zu seinem sechsten Italienzug im Oktober jenes Jahres traten beide Söhne die Herrschaft an, Friedrich in seinem schwäbischen Herzogtum, Heinrich, damals schon seit eineinhalb Jahrzehnten im Schmuck der deutschen Königskrone, als Reichsregent. In Ost und West galt es für Heinrich gleichermaßen Ordnung zu schaffen. Durch Unterwerfung Kasimirs von Polen, der sich anstelle seines Bruders der Herrschaft bemächtigt hatte, konnten dort wieder stabile Verhältnisse hergestellt werden. Im Streit um den Trierer Erzstuhl aber trug Heinrichs gewaltsames Vorgehen dermaßen zur Verschärfung der Lage und zur Ausweitung des Konflikts im Westen bei, daß man Mitte 1185 vor einem Krieg mit Frankreich stand, dessen Ausbruch allein des Kaisers Machtwort von jenseits der Alpen verhindert hat. In weit-schauender Planung hatte der Vater auch längst für eine dynastische Verbindung seines Sohnes und Nachfolgers gesorgt. Im Bischofspalast zu Augsburg war am 29. Oktober 1184 durch den

Gesandten König Wilhelms II. von Sizilien die Verlobung seiner Tante Konstanze mit dem jungen König Heinrich festgelegt worden. Die Braut war eine Tochter König Rogers II. (1101 bis 1154) aus dessen dritter Ehe mit Beatrix Retest, erst nach dem Tod ihres Vaters 1154 geboren. Auch ohne Ausleuchtung der möglichen Konsequenzen dieses Schrittes ist von vornherein klar: Barbarossa suchte das schwierige und in Hinsicht auf den Einfluß auf das Papsttum so wichtige Verhältnis zu der jungen Macht im Süden auf eine ganz neue Basis zu stellen. Es handelte sich dabei um einen politischen Schachzug allerersten Ranges. Hatte man schon bei Karl dem Großen einst von einer beabsichtigten ehelichen Verbindung mit Byzanz gesprochen, ein Versuch, den Kaiser Friedrich I. für seine Person wiederholt hatte und bei dem er wie sein größter Vorgänger gescheitert war, so wurde die dynastische Verbindung von Staufern und Normannen von den Zeitgenossen als die Sensation empfunden. Man wird aber nicht (wie Joh. Haller nach einer Stelle bei Petrus von Eboli) den Papst, damals Lucius III., als Urheber der so folgenschweren Heirat suchen müssen. Während im Reich der Kölner Erzbischof zwischen der Krone Frankreichs und ihrem Anhang und den Fürsten vom Niederrhein Waffenstillstand und Frieden vermittelt, begibt sich König Heinrich im November 1185 in den Süden, wo seine Hochzeit vorbereitet wird. Bald nach der Augsburger Verlobung läßt König Wilhelm II. von Sizilien auf einem Tag zu Troja in Apulien durch die Großen des sizilischen Reiches die Erbberechtigung Konstanzes anerkennen und ihrem künftigen Gatten huldigen. Die Braut selbst macht sich im Sommer 1185 nordwärts auf den Weg, bis an die Grenze des Königreichs bei Salerno, wo man am 28. August ankommt, von ihrem königlichen Neffen geleitet. In Rieti, nordöstlich von Rom, wird sie von den Gesandten ihres Bräutigams eingeholt und zum Ort der Trauung geleitet. Die Chronisten wissen von 150 Saumtieren, auf die der Brautschatz, Gold, Silber, Samt, kostbare Gewänder, Edelsteine und anderer Schmuck, verladen war. Die Prunkhochzeit in der uralt-ehrwürdigen Kirche des hl. Ambrosius zu Mailand vom 27. Januar 1186, verbunden mit der Krönung Konstanzes zur deutschen Königin durch einen deutschen Bischof, gibt eines der beredtesten Zeugnisse ab für den Erfolg von Barbarossas Regierung und für die gewinnende Macht seiner einmaligen Persönlichkeit. Mailand, knapp 24 Jahre zuvor in totalem Kampf von ihm durch Aushungerung niedergebroschen und bis auf die Gotteshäuser dem Erdboden gleichgemacht, bewarb sich



jetzt um das Vorrecht, dieses glanzvolle Fest von europäischem Rang ausrichten zu dürfen. Kaiserin Beatrix, Heinrichs Mutter, hat die Hochzeit nicht mehr erlebt. Bald nach dem Mainzer Hofstag 1184 erkrankt, konnte sie am sechsten Italienzug ihres Mannes nicht mehr wie an den früheren teilnehmen. Am 15. November ist sie, während der Kaiser schon auf dem Weg in den Süden war, gestorben. Weshalb ihre feierliche Beisetzung in der Gruft des Speyrer Doms erst am 28. August 1185 erfolgt ist, wissen wir nicht. Von ihren Söhnen hat Heinrich, der spätere Kaiser, persönlich daran teilgenommen.

Man muß sich trotz des normännischen Reichstags von Troja von der Vorstellung lösen, als sei die Heirat Heinrichs von den Staufern im Blick auf eine Beerbung des Südreichs gestiftet worden. Es könnte dies allerhöchstens ein stiller Wunsch Kaiser Friedrichs und seines vorgesehenen Nachfolgers Heinrich gewesen sein. Im Jahr 1186 sprach wenig für einen solchen Erbfall. Wer sollte voraussehen, Wilhelm von Sizilien werde jung sterben, ohne daß aus seiner Ehe mit einer englischen Prinzessin Erben hervorgegangen wären? War doch dem Kaiser selbst erst nach achtjähriger zweiter Ehe der erste Sohn geboren worden! Wie aber kommt es im sizilischen und unteritalischen Königreich der Normannen zu der politischen Wendung? Was veranlaßt Wilhelm II. zum Bündnis mit den Staufern? Er hat trotz seiner Schwächen als ein Herrscher „in der auswärtigen Politik von ausgreifendem, abenteuer-süchtigem Ehrgeiz“ (Hampe) zu gelten. Vom normannischen Gesichtswinkel stellte sich die Lage etwa folgendermaßen dar: Die Unterwerfung der Poebene durch den Hohenstaufenkaiser und die Sicherung der Einfallswegen nach Süden durch die Toskana auf Grund der Inbesitznahme der mathildischen Güter war eine geschichtliche Tatsache geworden. Der Lombardenbund hat seine einstige Rolle als erste Widerstandsfront gegen die deutsche Herrschaft südlich der Alpen ausgespielt. Das zweite Widerstandszentrum, das römische Papsttum, ist eben dabei, ein tragfähiges und dauerhaftes Bündnis mit dem Kaiser zu schließen. Damit wäre das Normannenreich im Süden isoliert. Sodann kann König Wilhelm II. seine aggressive Balkanpolitik, die er in Anknüpfung an seine größten Vorgänger Robert Guiscard und König Roger II. beabsichtigt, nur mit voller Rückendeckung in Italien durchführen, das heißt einmal nur in Übereinstimmung mit dem ihm nicht nur de jure übergeordneten Papst, zum andern nur in freundschaftlicher Beziehung mit dem römischen Kaiser. Der sucht nach der Mailänder Hochzeit seines Sohnes, des Thron-

folgers, dessen Erhebung zum Kaiser als höchste Sicherung für den Bestand des Imperiums mit aller Energie durchzusetzen. Bei einer Zusammenkunft im Oktober 1184 in Verona, als Kaiser und Papst der Welt das Bild boten, „gleichsam als wären die beiden höchsten Behörden der Christenheit zu einem einzigen Staat verschmolzen“, hatte Papst Lucius III. sich geweigert, den jungen Heinrich mit den kaiserlichen Insignien zu bekleiden, bevor sein Vater sie nicht abgelegt hätte, denn es sei nicht Brauch, daß zwei Kaiser dem Römischen Reich vorstünden. Nicht nur seine kurialen Berater, auch Vertreter der Reichsfürsten hatten damals den Papst in dieser Haltung bestärkt. Der tiefere Grund der päpstlichen Ablehnung mochte jedoch in der Weigerung Kaiser Friedrichs bestanden haben, über territoriale Forderungen des Papstes, wobei wieder einmal die mathildischen Güter im Mittelpunkt gestanden haben dürften, mit sich reden zu lassen. König Heinrichs Verhalten im Streit um den Trierer Erzstuhl hatte dazu noch Öl ins Feuer gegossen. Als dreizehn Monate nach der Veroneser Begegnung Lucius starb, nahm sein Nachfolger, sicherlich auch unter dem frischen Eindruck der staufisch-normannischen Verbindung, eine dem Kaisertum so feindselige Haltung ein, daß er in der Trierer Frage vor einem offenkundigen Bruch des Wormser Konkordats nicht zurückschreckte. Der Kaiser ließ daraufhin durch seinen Sohn Heinrich den Kirchenstaat militärisch besetzen, ohne indessen den Papst, der Verbindungen mit einer deutschen Fürstenopposition knüpfte, zum Nachgeben zwingen zu können. Meisterhaftes diplomatisches Geschick Kaiser Friedrichs I. im Auflösen der gegnerischen Front unter den Reichsfürsten und im Gewinnen ausländischer Mächte, sowie die entschlossene nationale und kaisertreue Haltung der Mehrzahl im deutschen Klerus, zuletzt ein neuerlicher Wechsel auf dem Stuhl Petri schufen die Voraussetzungen zu einer endgültigen Einigung mit der römischen Kirche, auf die es vor der Welt kein sprechenderes Siegel gab, als wenn nach den Hiobsbotschaften aus dem Heiligen Land, wo Sultan Saladin auf seinem Siegeszug Anfang Oktober 1187 Jerusalem erobert hatte, der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches sich an die Spitze eines gesamteuropäischen Kreuzzugs stellte.

In Abwesenheit des Vaters und des älteren Bruders, die beide vom Kreuzzug nicht wiederkehren sollten, hatte Heinrich als Regent in Deutschland, unterstützt durch Erzbischof Philipp von Köln, einen schweren Stand. Aus den Versuchen unruhiger Herren im Norden, die Abwesenheit des Kaisers für ihre Zwecke

auszunützen, hebt sich besonders die welfische Gegnerschaft gegen das staufische Haus heraus. Ihr stärkster Vertreter, Heinrich der Löwe, war unter Bruch seines gegebenen Eides aus der ihm auferlegten Verbannung zurückgekehrt, um die Wiedereroberung des ihm aberkannten Herzogtums Sachsen zu versuchen. Träger bedeutender Herrschaften im Norden, voran der Erzbischof von Bremen, fallen ihm zu. Hamburg und Lübeck geraten in seine Hand, Bardowicks Blüte wird für immer vernichtet. Erste Erfolge der königlichen Macht, die sich erst im Frühjahr 1190 abzeichnen, dazu alarmierende Nachrichten aus Sizilien und bald auch aus dem Orient machen beide Parteien zum Waffenstillstand bereit. Was in der Folge der Verhandlungen im Juli 1190 in Fulda zustande kommt, kann höchstens ein Scheinfriede sein. Zielbewußt arbeiten die Welfen an einer weitergespannten Koalition gegen das staufische Haus, während Heinrich im Winter 1190/91 in den Süden eilt, einen der Söhne des Löwen als Geisel an seiner Seite.

### *Der sizilische Erbfall und die Kaiserkrone*

In Sizilien war nämlich eingetreten, was nicht vorauszusehen war: Am 18. November 1189 war in seinem Palast in Palermo im Alter von erst 36 Jahren Wilhelm II. von Sizilien gestorben, ohne Nachkommen, ohne Geschwister und ohne Testament. Es galt nun für Heinrich, seiner Gattin Erbe anzutreten, und dazu war Eile geboten. Nachrichten waren durchgedrungen, wonach im Gegensatz zu der oben erwähnten Huldigung von Troja Graf Tankred von Lecce sich von einer nationalen Volkspartei zum König des Normannenreiches habe wählen lassen. Unmittelbar vor dem Aufbruch König Heinrichs zur Gewinnung des Normannenerbes aber wurde Barbarossas Tod in Deutschland bekannt. So war der Erwerb der Kaiserkrone für Heinrich jetzt am allerdringlichsten geworden. Sofort und um jeden Preis mußte er in Rom zur Krönung gelangen, von der die Kurie seinem Vater vor dessen Abreise in den Orient versichert hatte, es stünde ihr nichts mehr im Wege. Heinrichs Zug in den Süden erleidet aber Aufschub durch das Bekanntwerden weiterer Sterbefälle von Kreuzfahrern aus den Reihen der Großen des Reichs. Vor allem der Tod des Landgrafen von Thüringen bestimmt Heinrich, sich zunächst nach Norden zu wenden, um das erledigte Reichslehen für sich einzuziehen und damit eine Stärkung

der staufischen Hausmacht ganz nahe dem Herd der welfischen Opposition zu erreichen. Obwohl er das Reichsgesetz auf seiner Seite hat, gelingt es ihm dennoch nicht, den Widerstand der Sippe des vor Akkon gebliebenen Landgrafen zu überwinden. Der König sieht sich genötigt, das Lehen des Verstorbenen an dessen Bruder zu übertragen; ein sehr deutliches Beispiel dafür, wie stark damals schon der Anspruch auf Erblichkeit der großen Reichslehen in den fürstlichen Kreisen Deutschlands auf Durchsetzung drängt. Mitten im Winter, in den Januartagen 1191, hat König Heinrich im Besitz der Zusage des Papstes zur Kaiserkrönung die Alpen und, unterstützt von einer Anzahl oberitalienischer Kommunen, die Poebene sowie Mitte Februar den Apennin hinter sich gebracht, da trifft den Eiligen die Kunde: Der Papst ist tot. Clemens' III. Nachfolger Hyazinth, als Papst Coelestin III., Kardinaldiakon von S. Maria in Cosmedin, aus der Familie der Bobonen, von denen gerade damals die Orsini abzweigten, ist mit seinen fünfundachtzig Jahren bislang der Senior des Kardinalskollegiums und blickt auf eine Reihe bedeutender diplomatischer Missionen im Dienst des Römischen Stuhles zurück. Er macht dem deutschen König sofort Schwierigkeiten. Das ist aber genau das, was diesem angesichts der neuen Lage in Sizilien nicht begegnen durfte. Es heißt, Coelestin habe sogar seine eigene Weihe hinausgezögert, nur um Heinrichs Krönung auszuweichen. Auch wenn man das nicht annimmt, versteht man des Königs fiebernde Ungeduld. Nach den Vorstellungen der Zeit von der besonderen Kraft sakraler Weihe, wie sie die Kaiserkrone verlieh, hat erst der vom Papst gekrönte Kaiser die volle Legitimität zur Herrschaft in Reichsitalien. Nicht nur die hinhaltende Taktik des Papstes trifft den deutschen König hart. Auch die Römer stellen, wie so oft bei solcher Gelegenheit, ihre Rechnung. Seit einem halben Jahrhundert hatten sie sich wie die oberitalienischen Stadtgemeinden eine Verfassung mit voller Selbstverwaltung gegeben und erst drei Jahre zuvor den Papst zur Anerkennung derselben vermocht. Das Ja des Kaisers dazu aber hatten sie im Januar 1155 anlässlich der Krönung Barbarossas durch den Papst erhofft. Doch schon mit Rücksicht auf den Stuhl Petri hatte der Kaiser damals an keine Bestätigung solch revolutionärer Verfassung gedacht. Ebenso wenig war jetzt der Sohn dazu bereit. Die Folge war für ihn dieselbe wie damals für seinen Vater: Die Römer verschlossen ihm am Krönungstag die Tore. Auf das Osterfest, 14. April, hat sich Hyazinth zum Papst weihen lassen. Den folgenden Tag schon findet in der

Petersbasilika die Krönung des Kaiserpaares statt unter genauer Beobachtung des hergebrachten Ritus. Man muß den Druck der besonderen Verhältnisse bedenken, wenn man das befremdende Verhalten des Neugekrönten verstehen will. Entschuldigen läßt es sich nicht. Der Preis, den Heinrich für seine Kaiserwürde zahlt, befleckt vom ersten Tag an seine Krone. Knapp 30 km im Südosten Roms liegt über der Hauptstraße nach dem Süden auf beherrschender Höhe mit umfassendem Ausblick auf die Sabiner- und Albanerberge, ja bis zum Meer hin, das uralte Tusculum, bekannt als Geburtsort Catos und als Ciceros Lieblingssitz. Selbstbewußt und herausfordernd im Schutz seiner ragenden Grafenburg, ist es den Römern von je ein Dorn im Auge, zur Stauferzeit von ihnen mit nagendem Neid und glühendem Haß verfolgt. Im Zuge der Besetzung der Umgebung Roms durch Heinrichs Truppen hat das stolze Bergnest starken Schutz erhalten. Den zieht Heinrich auf Grund eines vorausgegangenen Abkommens mit dem Papst am Tag nach seiner Krönung stillschweigend ab und übergibt die kaisertreue Stadt an Papst Coelestin, der seinerseits nichts Eiligeres zu tun hat, als sie der Wut der Römer preiszugeben, um damit die Zusage zu erfüllen, die sein Amtsvorgänger diesen gegeben und nicht eingelöst hatte. Die Zeitgenossen sind entsetzt über das Gemetzel und die totale Zerstörung, wodurch die Römer die Stadt für immer ausgelöscht haben. Von den Chronisten spricht einer nach zwanzig, ein anderer noch nach fünfunddreißig Jahren (der Mönch v. St. Blasien und Burchard v. Ursberg) im Ton scharfer Verurteilung davon. Noch heute, nach bald 800 Jahren, kann weder die majestätische Rundsicht dort oben noch die Romantik wild umwucherter Ruinen oder das Aufleuchten des nahen Meeres in der friedlichen Abendsonne die blutigen Schatten aus der Erinnerung des Besuchers von Tusculum scheuchen. Wenn im Süden so manche historische Stätte das schmerzliche Gedenken an glanzvolle Größe und tragischen Sturz der Hohenstaufen den Deutschen übermannt: Hier ist der Ort, wo er sich dieses Namens schämt.

Jetzt, nachdem Heinrich VI. die höchste Würde erreicht hat, die es für einen abendländischen Herrscher gibt, kennt „der stauferische Sturm aus dem Schwabenland“ (Dante) kein Halten mehr. Jetzt gilt es, die Ernte einzubringen. Daß der Papst ihn schon damals vom sizilischen Reich habe abhalten wollen, ihm den Eintritt in dasselbe geradezu verboten habe, ist trotz einiger Quellen, die davon sprechen, nicht als sicher zu erweisen. Man

darf doch nicht vergessen, daß hinter dem jungen Kaiser und seiner Heeresmacht immerhin das Reich und die gewichtigsten Kommunen von Reichsitalien standen. Der Feldzug war eine von den Fürsten beschlossene Reichssache. Den Kaiser begleitete eine stattliche Reihe der angesehensten Großen, vom Erzbischof von Köln bis zu Herzögen und Markgrafen, vom Patriarchen von Aquileja bis zu den Bischöfen von Bamberg, Freising und Straßburg. Am 29. April erreicht das kaiserliche Heer die Grenze des Königreichs Sizilien. Daß dies ohne Flotte nicht zu erobern war, hat Heinrich klar gesehen. Deshalb hat er kostbare Zeit darauf verwandt, die Seemächte Genua und Pisa für das Unternehmen zu gewinnen. Nach Anfangserfolgen wird jedoch dem Sturm aus dem Norden vor Neapel Halt geboten. Graf Richard von Acerra verteidigt die Stadt mit aller Macht. Pisas Flotte reicht gegen die sizilische zu einer wirksamen Blockade bei weitem nicht aus, und die Genuesen sind noch nicht zur Stelle. Wie so oft bei deutschen Feldzügen in Italien bringt eine im Heer der Belagerer von Neapel um sich greifende Seuche die Entscheidung. Die Verluste im deutschen Heer sind nicht mehr auszugleichen. Der Sohn des Löwen, als Bürge für die Loyalität des Vaters an die Seite des Kaisers gezwungen, desertiert unter Ausnutzung des Schreckens und der Verwirrung nach Deutschland. Am 24. August, noch ehe Genuas Flotte aufkreuzt, muß die Belagerung von Neapel aufgegeben werden. Die Absetzbewegung des Kaisers, der selbst – wohl an der Malaria – schwer erkrankt ist, über Monte Cassino, seinen verlässlichsten Stützpunkt tief im Süden, bis auf Mailand zu zeigt das völlige Scheitern des Feldzugs. Zu allem hin war die Kaiserin in die Hände der Bürger von Salerno geraten. Deutsche Besatzungen können sich in Unteritalien auf die Dauer kaum halten. Nur einzelne feste Plätze bleiben nach wechselvollen Kämpfen in deutscher Hand. Monte Cassino trotzts als kaiserlicher Stützpunkt sogar dem päpstlichen Bann, mit welchem Coelestin III. unter dem Eindruck der Katastrophe des deutschen Heeres seine Zurückhaltung verlassen hat. 1192 stößt König Tankred von Süden her nahe der Adriaküste bis auf die Höhe von Pescara und Penna in der Gegend des Gran Sasso vor, zieht jedoch bald wieder nach Süden ab. Kaiser Heinrich aber ist zur Weihnachtszeit 1191 bereits wieder in Deutschland, wo er zur Bestattung seines Onkels Herzog Welf in Steingaden eben zurechtkommt und dessen reiches Erbe, die welfischen Stammlande mit dem Altdorfer Erbgut (heute Weingarten) vom Bodensee bis Augsburg und beiderseits

des Lech bis zu dessen Quelle in Tirol für das staufische Haus übernehmen kann. Wie nicht anders zu erwarten war, sind in Heinrichs Abwesenheit im Norden die Welfen mit ihrem Anhang, diesmal untertützt von Reichsfürsten in den Niederlanden, wieder zu aggressiver Opposition übergegangen. Der Gegner im Süden aber, König Tankred, „ein fähiger und erfolgreicher Führer“ (Joh. Haller), bemüht sich um friedlichen Ausgleich mit dem Kaiser, muß er doch damit rechnen, daß dieser bei nächster Gelegenheit mit erdrückender Macht in rächendem Grimm wieder in Süditalien erscheinen werde. Heinrich VI. verlangt als Voraussetzung für Verhandlungen Tankreds Absetzung in schroffer Form. Seine Forderung nach Freilassung der Kaiserin Konstanze wird ohne Bedingung erfüllt. Auf ihrer Heimreise weicht sie in einem Bogen über Tivoli Rom aus, wo der Papst mit Tankred soeben ein Konkordat geschlossen hat. Der sizilische König spannt den Bogen seiner Politik recht weit, als er die Hochzeit seines Sohnes Roger mit Irene, einer byzantinischen Prinzessin, vorbereitet, während Kaiser Heinrich im Norden und Westen seines Reiches große Schwierigkeiten hat, zuletzt durch den Erzbischof von Trier, den er auf diesem Stuhl abgelehnt hatte und der darauf von kaiserlichen Rittern ermordet wurde. Ein doppelter Glücksfall wendet die Lage zu des Kaisers Gunsten in einer Weise, die niemand ahnen konnte. Es starben im Februar 1194 hintereinander Roger, der Bräutigam der Byzantinerin, und nach kurzer Krankheit sein Vater, König Tankred von Sizilien. (Die deutschen Quellen wissen nur von einer Verlobung Irenes mit Roger, während die ausländischen von deren Eheschließung in Bari sprechen.)

### *Richard Löwenherz*

Von weit größerer Bedeutung aber war, daß dem Kaiser ein ungemein wertvolles Pfand in die Hand gespielt wurde: König Richard Löwenherz von England. Der hatte bereits eine besondere Geschichte mit dem Königreich im Süden, das Heinrich VI. als Erbe seiner Gemahlin Konstanze beansprucht und im Italienzug von 1191 vergebens in seinen Besitz zu bringen versucht hatte. Auffallenderweise ist in der historischen Literatur davon verhältnismäßig wenig die Rede. Dafür hat man sich immer wieder mit den bekannten romantischen und sentimentalen Ausschmückungen der Geschichte von König Richards Gefangenschaft wie der Sage vom Sänger Blondel abgegeben, was ge-

schichtlich ohne Ertrag bleibt. Vom Standort Kaiser Heinrichs VI. aus muß man König Richard im Zusammenspiel mit seinem Schwager, Heinrich dem Löwen, und mit Tankred von Lecce sehen. Im September 1190 war Richard Löwenherz nach Verabredung mit dem König von Frankreich zum Kreuzzug aufgebrochen und hatte in Messina Station gemacht. König Tankred, als Sohn einer Grafentochter aus nicht ebenbürtiger Vasallenehe als König des sizilischen Reiches keineswegs allseitig anerkannt, hielt aus Besorgnis um seine eigene Herrschaft die Schwester König Richards von England, Johanna, Witwe des Normannenkönigs Wilhelm II., in Palermo in Gewahrsam. Nun mußte er sie auf Druck König Richards und seiner Ritter, die auf sizilischem Boden auftraten wie in erobertem Feindesland, freigeben. Schließlich wurde die Heirat von Richards damals dreijährigem Neffen und mutmaßlichem Thronfolger mit einer Tochter Tankreds ausgehandelt. Für seine verwitwete Schwester und seinen kleinen Neffen hat der englische König damals den sagenhaft reichen Normannenschatz um Riesensummen und kostbarste Sachwerte erleichtert. Sollte das Kaiser Heinrich, der für seine Gattin darauf ein Recht zu haben glaubte, unberührt lassen? Durch seine enge Verbindung mit dem Welfen und durch seine Haltung während des kurzen sizilischen Aufenthalts hat Englands König den Plänen Heinrichs VI. in der Tat schweren Abtrag getan. Angeblich zur Sicherung der Ansprüche seiner Schwester hatte Richard mit bewaffneter Hand Schlüsselstellungen zur Beherrschung der sizilischen Meerenge besetzt, so daß man ihm Absichten auf eine Eroberung Siziliens zutraute. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß in jenen Tagen eine ganze Reihe sizilischer Bischöfe, voran der Erzbischof von Palermo, geborene Engländer waren. Tankreds keineswegs allseitig gesicherte Herrschaft hatte, wie wir wissen, auch im Süden zahlreiche Feinde. So mag die Überlegung erlaubt sein, welche Wendung die europäische Geschichte genommen hätte, wenn Sizilien damals, rund fünfundsiebzig Jahre, ehe es in französische Hand gelangte, England anheimgefallen wäre.

Zu der Zeit, als der deutsche König vor Rom die letzten Verhandlungen um die Kaiserkrone hinter sich brachte, am 10. April 1191, segelte Richard Löwenherz von Sizilien ins östliche Mittelmeer ab, elf Tage nach König Philipp Augustus von Frankreich, nachdem es zwischen den beiden auf der Insel zu einem so tiefen Bruch gekommen war, daß ihn auch ein beschwichtigender Vertrag, in letzter Stunde vor der Abreise aufgesetzt, nicht ver-



decken konnte. Hier liegt der Grund für das spätere Zusammenspiel der Krone Frankreichs mit dem römischen Kaiser beim Kesseltreiben gegen den Engländer. Dessen Leistungen im Gesamtablauf der Kreuzzugsbewegung sind geschichtlich erwiesen, angefangen bei der Eroberung Zyperns, die dem dortigen Inselvolk Befreiung von einem Despoten und den Kreuzfahrern Sicherheit vor Piratenüberfällen aus diesem Schlupfwinkel der Seeräuberei schuf, bis zur Einnahme von Akkon, die der Oberleitung und dem persönlichen schonungslosen Einsatz König Richards zu verdanken war. Freilich wird das Bild des Heldenkönigs stark verzerrt durch seinen unruhigen, unzuverlässigen und hochfahrenden Sinn, durch sein herausforderndes Prunken, sein plötzliches Aufwallen in Jähzorn und Gewalttätigkeit, die sich steigern konnten zu Abscheu erregender Grausamkeit. Es ist nur ein bezeichnender Ausbruch seines Hochmuts unter vielen, daß er nach der Einnahme von Akkon das Banner vom Quartier Herzog Leopolds von Österreich herunterreißen und in den Straßenkot treten ließ. Dafür aber sollte er schwer büßen.

Da er mit der Krone Frankreichs aufs schwerste verfeindet war, schien sich dem Engländer die Heimreise zu Schiff durchs westliche Mittelmeer, die Biscaya und den Kanal zu verbieten. Die Verhaftung des getarnt durch Österreich reisenden Königs Richard war jedoch gar kein so unerhörter Zufall, wie es scheinen möchte. Längst hatte Kaiser Heinrich auf dem Rückweg aus Italien nach Deutschland dem vom Kreuzzug heimkehrenden König von Frankreich in Mailand die Festnahme des Engländers zugesagt, wenn dieser Reichsgebiet betreten sollte. Nach Rückkehr Heinrichs ins Reich wurde König Richard durch kaiserliches Edikt ausdrücklich zum Reichsfeind erklärt und Fahndungsbefehl gegen ihn erlassen. Richard Löwenherz hatte sich zu dem gewagten Versuch entschlossen, über Österreich, Böhmen und Sachsen seine welfische Verwandtschaft zu erreichen. Zwischen Aquileja und Venedig schiffbrüchig geworden, kam er in Verkleidung unter Abenteuern und Gefahren bis Erdberg bei Wien, wo er, entdeckt, das Spiel aufgeben und dem herbeigeeilten Herzog von Österreich am 21. Dezember 1192 sein Schwert überliefern mußte. Herzog Leopold hat seinen Feind auf dem Dürnstein über der Donau streng, aber ehrenvoll behandelt. Der Kaiser gebot seinem Kronvasallen, mit seinem königlichen Gefangenen auf dem Reichstag zu Regensburg im Januar 1193 zu erscheinen. In einem schnöden Handel um ungeheure Summen, die durch ein Heer von Geiseln zu verbürgen waren, wechselte

das so kostbare lebende Pfand aus der Hand des Herzogs in die des Kaisers über, was sich indessen bis zum Speyrer Reichstag in der Karwoche 1193 hinzog. König Richard, der aus des Kaisers Mund schwerste Anklagen hören mußte, beugte sich unter dem Zwang seiner augenblicklichen Wehrlosigkeit, wobei die Chronisten in der Folge eine rührselige Versöhnung ausmalen. Die harte Tatsache ist, daß der Kaiser den auf die Reichsfeste Trifels bei Annweiler in der Pfalz Überführten zur Lehensuntertänigkeit zwang, was die Gestellung von Truppen und Schiffen gegen Sizilien einschloß, und ihm 100 000 Mark Silber als Lösegeld abpreßte. Es ist begreiflich, daß die englische Geschichtschreibung den Umstand, daß Richard England vom Reich zu Lehen nahm, in seiner Bedeutung abzuschwächen versucht (so z. B. Geoffrey Barraclough). Beachtung verdient der von dort kommende Hinweis darauf, daß der Kaiser die Möglichkeit benützen wollte, einmal Richards Einfluß auf die Welfenpartei im Reich zu verwenden, die von England ihre Führung erwartete, um mit ihr zu einem Ausgleich zu kommen, zum andern mit dem ungeheuren Lösegeld sein Sizilienunternehmen zu finanzieren, was in der Tat geschehen ist. Man tut bei der Beurteilung des Tatbestands gut, die Lage, in welcher sich Richard als englischer König damals befand, nicht aus dem Auge zu verlieren. Seine Huldigung gegenüber dem Kaiser kann (mit Barraclough) als politischer Gegenstoß gesehen werden gegen die Verbindung seines Bruders Johann mit dem König von Frankreich und den Dänen. Auf die Kunde von Richards Gefangennahme hin hatte Johann sogleich König Philipp Augustus von Frankreich für die britische Insel und für seine Festlandbesitzungen den Huldigungseid geleistet in der Hoffnung, an die Stelle seines Bruders Richard zu kommen. Der Einfall der mit ihm verbündeten Mächte nach England war für 1193 vorbereitet. Je länger der Kaiser Richard Löwenherz auf dem Trifels festhielt, desto mehr wandte sich die Teilnahme landauf, landab dem Gefangenen zu, an dessen Leistungen im Zeichen des Kreuzes man sich jetzt erinnerte. Gleichzeitig schlug die Stimmung gegen den Kaiser um, der einen Pilger auf dem Heimweg vom Heiligen Land hatte verhaften lassen, was als Kirchenfrevl zu gelten hatte. Im Frühjahr 1193 kann man bereits eine weitverzweigte Fürstenverschwörung welfischer und brabantischer Kreise gegen den Kaiser erkennen. Die Beschaffung der gewaltigen Summe zur Auslösung Richards macht auf der Insel große Schwierigkeiten. Ganz England seufzt unter den einschneidenden Abgaben, die dafür ein-

getrieben werden müssen. Es fehlt nicht an Schmähungen gegen solche Habgier des Kaisers, der seinerseits ungerührt feststellt, er fordere nur das Geld zurück, welches Richard Löwenherz ihm in Sizilien entwendet habe, und freimütig hinzufügt, er werde das sogleich zum Kriegszug gegen Sizilien benutzen. Philipp August von Frankreich aber stellt unterdessen dem Kaiser verlockende Angebote, wenn er ihm Richard Löwenherz ausliefere oder ihn wenigstens weiterhin in Haft behalte. Es bedarf der einmütigen Fürsprache der bedeutendsten Reichsfürsten, daß Heinrich VI. am 4. Februar 1194 in Mainz Richard Löwenherz nach dreizehn Monaten Gefangenschaft freigibt. Über Köln und Antwerpen gelangt dieser im März nach England.

### *Herr im Südreich*

Umfang und Organisation des sizilischen Feldzugs von 1194 zeigen, wie sich Heinrich VI. nunmehr ganz auf dieses Unternehmen konzentriert. Am 12. Mai bricht er vom Trifels auf und gelangt über den Splügenpaß nach Mailand, wo das Pfingstfest begangen wird. Wieder verstehen es die Bürger der Stadt, ihrem Oberherrn einen prunkhaften Empfang zu bereiten. Genua und Pisa, deren Mitwirkung zur See bei der Eroberung Siziliens unerläßlich ist, werden mit allen Registern der Überredungskunst und unter übertriebenen Versprechungen zur Beschleunigung ihrer Rüstung veranlaßt. Das Heer, für welches an Sold nicht gespart zu werden braucht, wächst beim Durchzug durch Mittelitalien stark an. Markward von Annweiler, der Reichstruchseß, fungiert von Pisa ab als Admiral. Unter ihm befehligen der Podestà von Genua und der Markgraf von Monferrat. Während die Flotte seit 1. September in Messina ankert, wo die Eifersucht der beiden Seestädte Pisa und Genua in offenen Kampf ausartet, arbeiten sich drei Heersäulen nach Unteritalien vor, wobei Nocera und vor allem Salerno zerstört und verbrannt werden aus Rache für die Gefangennahme der Kaiserin Konstanze vor drei Jahren. Vor Catania wird das Aufgebot der Normannen von der kaiserlichen Übermacht in offener Feldschlacht geschlagen. Danach ergeht ein hartes Gericht über die Führer des letzten Widerstandes. Einige von ihnen, so heißt es, seien als Verräter bei lebendigem Leib geschunden, mindestens einer im Meer ertränkt worden. Schon vor rund hundert Jahren hat Theodor Toeche höchst wahrscheinlich gemacht, daß die Chronisten die Ereignisse anläßlich der Inbesitznahme Siziliens durch Kaiser

Heinrich mit denen eines weitverzweigten Aufstandes auf der Insel vom Jahr 1197 heillos durcheinandergebracht und dem Herrscher bereits für die Zeit seiner Eroberung des Südreichs entsetzliche Grausamkeiten angelastet haben, wie sie die höchst bedrohliche Situation drei Jahre später in ihm ausgelöst hat. 1191 aber sind, abgesehen von den oben erwähnten Exekutionen, Königin Sibylle, der unmündige Wilhelm III. und einige Magnaten nach Deutschland in Haft gebracht worden; dem Volk hat der Kaiser Frieden gewährt.

Zur Weihnacht 1194 läßt Heinrich sich im Dom von Palermo zum König von Sizilien krönen. Die Bedeutung, die er der Erreichung dieses Zieles beigemessen habe, wollen die Zeitgenossen darin sehen, daß der Herrscher sieben Tage lang im Schmuck der Krone zum Gottesdienst gegangen sei. Kaiserin Konstanze hat nicht Zeuge dieses Triumphes sein können. Sie ist im Raum Ancona zurückgeblieben und hat den Tag nach Weihnachten nach über achtjähriger Ehe ihr einziges Kind, den Erbprinzen geboren. Er trägt die Namen seiner beiden Großväter Friedrich und Roger.

Ein Königreich, dem an Reichtum und Schönheit damals kein zweites in Europa zu vergleichen ist, liegt nun in des Staufers Hand. Der Normannenschatz von Palermo, das damals nach Byzanz als reichste Stadt der Welt galt, wird größtenteils nach Deutschland geschafft. Der Trifels und andere Reichsburgern füllen sich mit den märchenhaften Kostbarkeiten des Südens. Unter anderem dient ein rotseidener Mantel, den Araber auf Sizilien 1133 für König Roger II. gearbeitet haben und den wir heute in der Schatzkammer der Hofburg zu Wien bewundern, in der Folge den deutschen Kaisern bei der Krönung. Die Sicherung des Südens legt Kaiser Heinrich in der Hauptsache in die Hände schwäbischer Ministerialen. Diese, ursprünglich Reichsdienstmannen, unfreie Ritter, sind bereits von Barbarossa zur Verwaltung verwendet worden und haben sich bis in die höchsten Führungsämter, zum Herzog und Markgrafen, zum Kanzler, Marschall und Statthalter heraufgedient. In einem Treueverhältnis, wie es das Nibelungenlied vom Hof der Burgunden schildert, sind sie ihrem kaiserlichen Herrn verbunden. Für ihn ordnen sie das Land mit festem Griff, in seinem Dienst kämpfen sie bis zum letzten Hauch.

Ungeahnte, ferne Ziele, von denen man in Deutschland höchstens träumen konnte, treten jetzt für den Kaiser und seine Umgebung ins Blickfeld und locken von der Insel im Zentrum des Mittel-

meers aus als Möglichkeiten: Im Westen Spanien, im Süden Ägypten und die afrikanische Nordküste, nach Osten hin Griechenland, der Balkan und Byzanz, Syrien und das Heilige Land. Der Kaiser greift auf solche Ziele aus und knüpft an die Versuche seines Vaters und seines Großonkels König Konrad III. wieder an. Mit dem Normannenschatz fällt ihm auch die byzantinische Prinzessin Irene, Tochter des Kaisers Isaak Angelos, in die Hand. Sie war als Braut des ältesten Sohnes Tankreds, Roger, der, wie wir bereits gesehen haben, fast gleichzeitig mit seinem Vater im Februar 1194 verstarb, in Palermo erzogen worden. Auf Wunsch des Kaisers wird sie nun dessen Bruder Philipp bei seiner Rückkehr aus dem Heiligen Land nach Schwaben mitgegeben und ihm, der dem geistlichen Stand entsagt und nach seines Bruders Konrads Tod das Herzogtum Schwaben übernimmt, zu Pfingsten 1197 in Augsburg angetraut. „Politische Gründe“, so schrieb ein Historiker (Toeche, s. Lit. Vz.) vor nunmehr über hundert Jahren, „der Wille des Kaisers hatten die Ehe gestiftet. Aber selten hat der Liebreiz der Person den äußeren Zwang der Verhältnisse so ganz zu vernichten gewußt. Mit Bewunderung hatte Deutschland die fremde Fürstin empfangen, deren Schönheit der Seele und des Leibes alle bezauberte.“

Das Jahr 1195 hatte die Lösung zweier Hauptprobleme der Staufer gebracht: Das Königreich Sizilien ist durch Heinrichs Krönung ihr Besitz geworden, und das Verhältnis zu den Welfen hatte sich beruhigt. Kurz vor Ostern 1195 erlitt der sechsundsechzigjährige Herzog Heinrich der Löwe einen Schlaganfall und starb am 6. August in Braunschweig. Sein ältester Sohn, Herzog Heinrich von Braunschweig, hat eine Base Heinrichs VI., Agnes, die Tochter Konrads, des staufischen Pfalzgrafen am Rhein, zur Frau. Sofort nach des Pfalzgrafen Tod im November 1195 hat Kaiser Heinrich die rheinpfälzischen Lehen dem jungen Welfen übertragen. So stand nur noch die Lösung des dritten großen Problems staufischer Politik aus: Die endgültige Bereinigung des Verhältnisses zum Papst.

Davon hing in der Tat der Bestand der staufischen Großmacht ab. Um die Ländermassen von der Nord- und Ostsee bis zur Sizilischen Straße und zum Ionischen Meer zusammenzuhalten, brauchte man beständigen Frieden mit der Kirche. Den zu gewinnen, war kein Opfer zu groß. Auf welche Weise konnte Sizilien, der päpstliche Vasallenstaat, ans Kaiserreich angeschlossen werden? Auf der Insel galt die Erbfolge der Krone. Das deutsche Königtum und das römische Kaisertum aber standen

auf der Grundlage der Wahl durch die Reichsfürsten, wemgleich unter den Ottonen und Saliern der Erbgedanke die Wahl entscheidend beeinflusst hatte. Um so stärker hatte das Prinzip der freien Fürstenwahl bei Lothar und Konrad III., dem ersten staufischen König, wieder an Kraft gewonnen. Wer garantierte denn in der Zukunft, daß die Reichsfürsten immer den König von Sizilien zum Kaiser erhoben, vollends wenn er ein Lehensmann des Papstes war? Aus dieser Problemlage heraus erwuchs in Heinrich VI. der Gedanke, welcher seiner Regierung staatsrechtlich das besondere Gepräge gab: sein Erbreichsplan, der bei seiner Durchsetzung eine Änderung der Reichsverfassung mit den einschneidendsten Folgen bedeuten mußte. Hätte er durchgeführt werden können, so wäre die kommende Geschichte des Deutschen Reiches und die der römischen Kirche in ganz anderen Bahnen verlaufen.

### *Der Erbreichsplan*

Die Quellenlage:

Wer an dieses Zentralproblem von Heinrichs Regierung herangeht, sieht sich ziemlichen Schwierigkeiten der Überlieferung gegenüber. Als Hauptquellen für den Erbreichsplan bieten sich einmal die Reinhardsbrunner Chronik, sodann die Marbacher Annalen. Die beiden Quellen, deren wesentlicher Kern in ungefähr zeitgenössischen Aufzeichnungen bestehen dürfte, stimmen weder nach Inhalt noch nach zeitlicher Abfolge miteinander überein. Beim Reinhardsbrunner Chronisten handelt es sich um einen thüringischen Mönch, der bezüglich des Erbreichsplans aus der unmittelbaren Umgebung des dortigen Landgrafen schöpft, wenn er nicht selbst zu ihr gehört hat. (So Ficker und nach ihm Perels, s. Lit. Vz.). Dieser „ausführlichste und in mancher Hinsicht wertvollste Bericht“ (so Bloch, s. Lit. Vz.) leidet aber unter phrasenhaft gekünstelter, schwülstig überladener Darstellungsform und parteilich engem Horizont. Perels, der das gezeigt hat, gibt ihm um seiner eingehenden Angaben über die Geschichte des Erbreichsplanes willen den Vorzug. Die (mit Haller und Perels gegen Bloch) „unmittelbar gleichzeitig niedergeschriebenen Marbacher Annalen aus dem Augustinerchorherrnstift im Elsaß“ stellen eine Weltchronik dar, die von Dagobert (Anfang 7. Jahrhundert) bis 1238 reicht. Haller sieht in ihr bis 1200 eine selbständige Chronik, die um 1190 begonnen wurde, und als Verfasser den Straßburger Dompropst Friedrich zu St. Stephan, der am Sterbebett Heinrichs VI. gestanden hat.

Zu den beiden genannten Kronzeugen tritt die Lütticher Bistumsgeschichte (von Gilles d'Orval?) in einer „eigenartigen Mischung von glaubwürdigen Einzelheiten und Unkenntnis des Gesamtvorgangs oder wenigstens Unvollständigkeit der Darstellung“ (Perels). Sie sagt zwar weder über die Vorgeschichte noch über das schließliche Scheitern des Projekts etwas aus, es ließe sich aber (mit Perels) dem wesentlichen Inhalt nach die Wiederherstellung einer Würzburger Urkunde ermöglichen, welche, für uns verloren, ein festgelegtes Abkommen des Kaisers mit den Reichsfürsten enthielt. Die Grundlagen der Lütticher Quelle werden sich nicht mit Sicherheit feststellen lassen, doch kann sie (nach Haller), obwohl erst Mitte des 13. Jahrhunderts abgefaßt, nur auf gleichzeitiger Aufzeichnung beruhen. In ihr allein wird die Ablösung des Wahlkönigtums durch Erbfolge aus dem unbefriedigenden Zustand der seitherigen Verfassung begründet und so mit Verständnis für die staatsrechtliche Seite das Interesse des Reiches ins Spiel gebracht.

Ergänzend wird für den Erbreichsplan von der Forschung ein kurzer, aber klarer Bericht eines Engländers, Gervasius von Tilbury, herangezogen. Seine Abfassungszeit läßt sich nicht einwandfrei bestimmen. Der Verfasser, welcher in der Juristenfakultät von Bologna gelehrt, dann im Dienst König Wilhelms II. von Sizilien gestanden hatte, war hernach bei Otto IV., dem Kaiser aus dem Welfenhaus, als Marschall im Königreich Arelate tätig. Diese Quelle atmet den Geist der englisch-normannisch-welfischen Koalition, die Kaiser Friedrich I. und vor allem Heinrich VI. bedroht hat und auf der später die Herrschaft Ottos IV. basiert.

Ansbert, ein österreichischer Kleriker, berichtet vom Erbreichsplan Kaiser Heinrichs VI., den er in zeitlicher Parallele mit der Geschichte des Kreuzzugs sieht, die für ihn im Vordergrund steht. Einen inneren Zusammenhang zwischen den beiden historischen Erscheinungen versucht er jedoch nicht herzustellen. Der Reinhardsbrunner Chronik gegenüber zeigt Ansbert „wohl empfindliche Lücken, aber kaum Widersprüche“ (Perels).

Schließlich befaßt sich der größte Papst jener ganzen Epoche, Innozenz III., 1198–1216 auf dem Stuhl Petri, rückblickend mit dem Plan dort, wo er das Recht Kaiser Friedrichs II., des Sohnes und Nachfolgers Heinrichs VI., auf das Imperium untersucht, in seiner *Deliberatio* (s. Lit. Vz.), einer Rede im (Geheimen?) Konsistorium des Kardinalskollegiums. Offen wird dort einmal die Verbindung Siziliens mit dem Reich als Gefahr für die Kirche

abgelehnt, zum andern der Gedanke der Erbfolge im Fall Philipps von Schwaben gegenüber dem Wahlrecht der Reichsfürsten bekämpft. Es könnte wohl sein, so formuliert der Papst, daß in Zukunft aus einem Mißbrauch (Friedrichs I. und Heinrichs VI.) eine Gewohnheit würde, und er versucht den Anfängen zu wehren.

Die in unserem Zusammenhang herangezogenen Äußerungen in der *Deliberatio* Innozenz' III. werden unterstrichen durch Eike von Reppichau, der in seiner Sächsischen Weltchronik sich auf eine für uns leider nicht mehr erreichbare Quelle stützt. Sehr deutlich kommt dort die sächsische Opposition gegen Kaiser Heinrichs Plan heraus, was eine Bestätigung dessen bedeutet, was in der Reinhardsbrunner Chronik und bei Ansbert darüber zu lesen ist.

#### *Der Inhalt des Erbreichsplanes und das Ringen um seine Verwirklichung*

Mit der Gewinnung des Königreichs Sizilien, das kraft Erbrechts von Heinrich VI. in Besitz genommen worden war, hatte sich die Notwendigkeit staatsrechtlicher Neuerung aufgedrängt. Man konnte das Erbreich im Süden auf die Dauer nicht an ein Wahlreich im Norden binden. Die Einführung der Königswahl in Sizilien hätte bei den herrschenden Verhältnissen im Lande mit großer Wahrscheinlichkeit zum alsbaldigen Zerfall des sizilischen Königreichs beigetragen. Die Tatsache von Tankreds Erhebung, zu der es bei dem drohenden Erscheinen des Staufers im Süden gekommen war, ließ sich zur Stützung des Prinzips der Wahl keineswegs verwenden. So bot sich im Interesse einer dauernden Vereinigung beider Reiche nur der Versuch, in Deutschland die Erblichkeit der Krone ein für alle Mal festzulegen. In England und Frankreich war sie längst ins Allgemeinbewußtsein gedrungen. Die britische Krone vererbte sogar auch auf die weibliche Nachkommenschaft. Und war das Frankreich der Capetinger ursprünglich auch ein Wahlkönigtum gewesen, so hatte sich dort, da es nie an Söhnen von Königen mangelte, die Erblichkeit völlig eingebürgert. In Deutschland war das Ineinandergreifen von Erbrecht und Wahl beim Königtum Ergebnis uralten Gewohnheitsrechts. Bis zur Goldenen Bulle Karls IV. von 1356 gab es hierüber keine reichsgesetzliche Fixierung. Der König war vom Volk gewählt worden, aber man entnahm ihn in der Regel der königlichen Sippe. Diese Praxis zog sich auch später durch



die ganze Zeit, während der das Heilige Römische Reich bestand. So konnte das „Erzhaus“ Habsburg diese Kontinuität mit einer kurzen Unterbrechung von drei Jahren seit 1438 über dreieinhalb Jahrhunderte für sich erhalten. Behält man im Auge, daß gerade die Hohenstaufen durch die Wahl seitens der Reichsfürsten zur Krone gelangt waren, so bedeutet der Plan Heinrichs VI. eine staatsrechtliche Umwälzung von historischem Ausmaß. Er umfaßt also die beiden Ziele: Eine Verbindung des sizilischen Königtums mit dem Reich und dazu die Erbfolge der Krone im Reich durch reichsgesetzliche Regelung. Zumindest nach der Einnahme Siziliens wird dieser Plan in den Überlegungen des Kaisers eine zentrale Stelle eingenommen haben. Wann und wie Heinrich VI. damit hervorgetreten ist, läßt sich auf Grund der oben genannten Quellen ungefähr rekonstruieren. Dabei legen wir nach Abwägung ihrer Aussagen den Marbacher Annalen (mit Haller gegen Bloch und Perels) besonderes Gewicht bei. Der Ablauf des Ringens um die Neuerung stellt sich demgemäß so dar: Nach seiner Rückkehr ins Reich im Herbst 1195 hat der Kaiser zunächst die Wahl seines noch nicht einjährigen Söhnchens in herkömmlicher Form durch die Fürsten des Reiches zu erreichen gesucht und Anfang Dezember jenes Jahres auf einem Reichstag in Worms ein eidliches Versprechen von ihnen hierüber erhalten, wobei allerdings die in diesem Fall wichtigste Figur unter den Großen, Erzbischof Adolf von Köln, sich versagt hat. Und das mit gewichtigem Grund, wofern er (was Haller herausstellt) damals schon gewußt hat, auf was der Kaiser zielte. Wenn er sich nun schon gegen die Wahl des kleinen Friedrich stemmte, so brachte er dessen Vater in die schwierige Lage, zur Krönung des Thronfolgers nicht den dafür Zuständigen zu bekommen. Der Kaiser hätte es sich schwerlich leisten können, die Anfechtung der Rechtsgültigkeit des Krönungsaktes in dem Augenblick zu riskieren, da er zu dem kühnen Schritt einer neuen Rechtsordnung die Reichsfürsten brauchte. Wieviel deren Macht Kaiser Heinrich VI. gegenüber damals bedeutete, zeigte sich sofort. Die Quellen sagen schlicht, nach der Weigerung des Kölner Erzbischofs hätten auch die andern Fürsten ihre Zusage nicht erfüllt. Das muß aber nicht heißen, daß die Königswahl des kleinen Friedrich gescheitert ist. Sie war nur jetzt nicht zu erreichen. Ende März bis Anfang April 1196 tagen die Fürsten zu Würzburg. Hier hat nach den Marbacher Annalen der Kaiser die „neue und unerhörte Ordnung“ (*novum et inauditum decretum*) der Erbllichkeit der Krone aufgebracht und dafür am 31.

März die Zustimmung von zweiundfünfzig Anwesenden mit Brief und Siegel erhalten (so die Lütticher Bistumsgeschichte). Das war auf alle Fälle die Mehrheit aller Reichsfürsten, deren Zahl bei voll besetzten Lehen damals noch unter hundert lag. Wie aber, so fragt man sich, kamen die Anwesenden dem Kaiser bei diesem Projekt auf einmal entgegen? Seine Durchsetzung nahm ihnen doch den entscheidenden Einfluß auf die Nachfolge im Reich für immer, und vorher war doch nicht einmal die Wahl des Kaisersohnes von ihnen zu erreichen gewesen. Wodurch hat Heinrich das erreicht? Für seine Forderungen bietet er ihnen natürlich Entschädigung. Den weltlichen Fürsten stellt er die uneingeschränkte Erblichkeit ihrer Reichslehen, ausgedehnt auf weibliche Nachkommen und Seitenlinien, in Aussicht. Die Kompensation für die geistlichen Herren aber sollte im Verzicht auf das Spolienrecht bestehen, auf Grund dessen seither beim Tode geistlicher Würdenträger im Reich deren bewegliche Hinterlassenschaft an die Krone gefallen war. Wenngleich kirchlicherseits dieses Recht der Krone immer wieder angefochten wurde: Heinrich VI. hatte es, darin seinem Vater folgend, jedenfalls kräftig geübt. Mit den oben erwähnten zweiundfünfzig urkundlichen Zustimmungen war der Erbreichsplan noch nicht verwirklicht, es brauchte dazu das Einverständnis des Papstes, „der nun einmal allein dem römischen König die Kaiserkrone geben konnte und dadurch den Kaiser machte . . . Eine Änderung im Successionsrecht ließ sich ohne Erschütterungen und gefährliche Kämpfe nur bewerkstelligen, wenn der Papst seine Zustimmung dazu gab“ (Joh. Haller). Diente dem Kaiser das Erbrecht zur Verbindung seiner beiden Reiche im Norden und Süden, so mußte die päpstliche Politik dies gerade zu verhindern suchen, wenn die Bewegungsfreiheit des Papstes nicht in tödlicher Umklammerung enden sollte. Selbst wenn der Kaiser die Gesamtheit der Lehens-träger des Reiches hinter sich gehabt und es in Mittel- und Norddeutschland keine Opposition gegen den Staufer gegeben hätte, wäre das Ja des Papstes zu Heinrichs Plan nötig gewesen. Andererseits wäre mit dem Papst im Bunde jeder Widerstand der Fürsten schließlich zu überwinden gewesen. Sollten jene zweiundfünfzig Unterschriften in Würzburg nur deshalb gegeben worden sein, weil man ja mit der negativen päpstlichen Reaktion rechnen konnte, die den kaiserlichen Plan schließlich zum Scheitern bringen mußte? (Daran denkt auch Perels.) Dabei ist es nicht einmal ausschlaggebend, ob die Fürsten in der – für uns verlorenen – Würzburger Urkunde die Zustimmung des Papstes

als Vorbehalt ausdrücklich mit eingebaut hatten. Etwa um den 1. Mai 1196 treffen wir einen Kardinallegaten beim Kaiser. Er begleitet diesen bis in den Herbst hinein. (Haller kennt ihn als bewährten Diplomaten der Kurie.) Durch ihn sucht Papst Coelestin aufs neue Verbindung mit Heinrich und dauerndes Einverständnis mit ihm. Die kaiserlichen Antworten, die einander geradezu jagen, verbergen kaum die Unruhe und Hast, mit der dieser einem Abkommen entgegenfiebert. Er kann es nicht erwarten, bis der dauerhafte Friede geschlossen ist, dem er doch angesichts der einander stracks zuwiderlaufenden beiderseitigen Interessen im Innersten kaum trauen durfte. Ende Juni reist Heinrich überraschend durch das Elsaß und die burgundische Pforte nach Italien. Er hat Deutschland in der Folge nicht wiedergesehen. Zu Beginn der letzten Juliwoche treffen wir ihn in Turin. Diesmal reist er – eine Folge seines plötzlichen Entschlusses? – nur mit ganz kleinem Gefolge, was den Italienern gar nicht imponiert („magnum est passus contemptum“: „er hat tiefe Verachtung dulden müssen“, so die Annal. Marba.). Es ist dies wie eine düstere Einstimmung zu dem, was noch kommen sollte. Zu des Kaisers bitterer Überraschung empfängt man unterwegs auf einmal Briefe, die keinen Zweifel lassen: In Rom hat ein politischer Wettersturz stattgefunden. Bewegte Klagen und schärfste Beschwerden fließen auf einmal aus der päpstlichen Feder. Alles sucht Coelestin zusammen, was zu Protesten gegen die kaiserliche Verwaltung von Reichsitalien und Sizilien dienen kann. Kaiserin Konstanze, die für ihren Gatten Sizilien von Palermo aus regiert, hat ihrerseits bereits im Oktober 1195 scharfe Beschwerde gegen päpstliche Eingriffe im südlichen Königreich nach Rom geschickt.

Was war der Grund für solchen Umschlag in unverhüllte Feindschaft? Coelestin hatte von Tag zu Tag in bedrohlicherer Weise die Einschnürung durch die kaiserliche Verwaltung Mittelitaliens erlebt. Dort führten die groß gewordenen schwäbischen Ministerialen ein sehr straffes Regiment und waren in der Auslegung ihrer Befugnisse nicht zimperlich. Zuletzt hatte es sehr forsche Eingriffe in den Kirchenstaat durch Herzog Philipp von Schwaben, den Bruder des Kaisers, gegeben. Dieser war als Verwalter der mathildischen Güter praktisch Herr in der Toskana und dehnte seine Ansprüche aus bis vor die Tore Roms. Der Widerstand des Papstes und seiner Umgebung gegen die deutschen Herren und gegen den Plan des Kaisers versteift sich zusehends. Heinrich war über Mailand, Piacenza auf dem Marsch nach

Rom. Von Mitte November an liegt er in der Nähe der Stadt (in Tivoli und Palestrina), um dann im Dezember in sein Südreich abzurücken. In diesen Wochen vom September bis in die zweite Novemberhälfte 1196 war die Entscheidung gefallen: Der Papst war für des Kaisers Plan nicht zu gewinnen, auch nicht für die Königssalbung und -krönung Friedrichs von seiner Hand. Um sie wird Heinrich den Papst aber gebeten haben in der Absicht, den widerstrebenden Kölner Erzbischof durch seinen geistlichen Vorgesetzten stillschweigend zu überspielen – „dem Papst gegenüber zessierte jedes bischöfliche Recht“ (Hauck) – und zugleich das Ja der höchsten Instanz zur Erbfolge im Reich durch die vom römischen Pontifex vollzogene Weihehandlung vor aller Welt dokumentieren zu lassen.

Was hatte Heinrich dem Papst und seinen Kardinälen als Gegenleistung für die Erfüllung seines Ansinnens zu bieten? Am Karfreitag 1195 hatte er in aller Stille zu Bari das Kreuz genommen. Der Marbacher Annalist, Propst Friedrich von Straßburg, ist (nach Haller) als Zeuge dabeigewesen und vornehmlich mit der Organisation eines deutschen Kreuzzugs vom Kaiser betraut worden. Der Sohn Barbarossas auf des Vaters Pilgerweg, Schirmherr und Befreier der Christenheit, Eroberer des Heiligen Landes, Vollender dessen, was ein jähler Tod dem Vater versagt hatte: So imponierend das alles klingen mag, war es doch keine genügende Gegenleistung für das Ansuchen, das Heinrich an Coelestin gestellt hat. Es hieße vollends die Akzente in ungerechtfertigter Weise völlig verschieben, wenn man (mit Cartellieri, s. Lit. Vz.) den Erbfolgeplan nur als „Hauptmittel“ Heinrichs für das „unverrückbare Ziel“ des Kreuzzuges sehen wollte. Für einen solchen, auch unter persönlicher Führung des Kaisers, hatte man in Rom keine Garantie, wann er angetreten und was schließlich dabei herauskommen würde. Es müßte Greifbareres geboten werden. Schon Kaiser Friedrich I. hatte einst Papst Lucius III. vorgeschlagen, umstrittenen Landbesitz aufzugeben gegen eine Abfindung für sich und seine Kardinäle mit je einem Zehntel aus den Einkünften des Reiches in Italien. Zur damaligen Ablehnung wurde (von Hampe) festgestellt, die Annahme hätte die päpstliche Kurie „zum abhängigen Pensionär der Reichsregierung gemacht“. An allen erzbischöflichen Kirchen, und dazu an den vermögenderen der Bischofskirchen, sollte nunmehr in Zukunft die einträglichste Domherrnpfründe dem Papst gehören, während die übrigen Bischofskirchen für die Ausstattung der Kardinäle und der sonstigen kurialen Kleriker aufzukommen hätten. Ein

allgemeines Konzil sollte diese Verpflichtung auf sämtliche katholische Staaten für alle Zeiten ausdehnen. Konnte man noch weiter gehen? Es ist (von Hampe) mit Recht darauf hingewiesen worden, daß die Finanzgebarung der römischen Kirche schon im folgenden Jahrhundert diese Entwicklungstendenz gezeigt hat, Heinrichs Vorschlag somit keineswegs ins Reich der Utopien zu verweisen war. Das Angebot war tatsächlich eine ungemaine Verlockung. Es wären die Angriffe auf die Herrschaft der Kirche über weltliche Territorien als Grund ihrer inneren Verderbnis entfallen, Angriffe, wie sie damals auch aus den Reihen des Klerus recht vernehmlich geführt wurden. In der Lombardei, in Südfrankreich, auch im Kirchenstaat erhielten gerade in jenen Tagen organisierte Massenbewegungen gegen die Verweltlichung der Kirche mächtig Zulauf. So muß man die Standhaftigkeit des alten Mannes im Lateran, der für den Kaiser persönlich nicht zu sprechen war, und den staatsmännischen Scharfblick seiner engsten Berater, unter denen immerhin ein Lothar von Segni, der spätere gewaltige Papst Innozenz III. war, ehrlich bewundern. „Im Bewußtsein der Unüberwindbarkeit seines passiven Widerstandes“ (Hampe) hat der Papst seine Entscheidungsfreiheit bei Erteilung der Kaiserwürde auch nicht gegen eine materielle Sicherstellung der gesamten Kurie für alle Zeiten preisgegeben. Man hat (mit Haller) aus einer späteren Äußerung von Papst Innozenz III. am Ende des 12. Jahrhunderts ein noch weiter gehendes Angebot Heinrichs VI. herauslesen wollen. Innozenz' Ausführungen stehen im Zusammenhang der Abwägung von Gründen, die ihn veranlaßten, im deutschen Thronstreit nach Heinrichs VI. Tod gegen Friedrich von Sizilien und Philipp von Schwaben sich für Otto von Poitou zu entscheiden. Für seine eigene Theorie vom Verhältnis von Sacerdotium und Imperium zieht er das jüngste Beispiel eines deutschen Throninhabers vor der Doppelwahl von 1198, eben Heinrich VI., heran und führt wörtlich aus: „In heilsamer Erkenntnis hat Heinrich Papst Coelestin, nach Empfang der Kaiserkrone und nachdem er sich einige Zeit von ihm entfernt hatte, zuletzt in sich gehend (rediens im biblischen Sinn) gebeten, daß er ihm das Kaisertum in Gestalt einer goldenen Kugel (= Reichsapfel) übertrage.“ Innozenz sagt ausdrücklich, Heinrich habe um die Investitur unter diesem später üblichen Symbol *gebeten* („per pallam auream petiit investiri“), aber kein Wort darüber, daß es wirklich dazu gekommen sei, was der Papst sicher triumphierend berichtet hätte. – Der Kaiser als Lehensmann des Papstes!

Als rund vierzig Jahre zuvor dem Vater Heinrichs gegenüber von einem päpstlichen Legaten das Wort *beneficium*, das man als Lehen deuten konnte, gebraucht wurde, hatte dieser darin geradezu eine Kriegserklärung gesehen. Er nannte die Lehenshoheit des Papstes über den Kaiser „eine Schmach und Schande für das Reich, ein ruchloses Wort, eine Lüge wider Gottes Satzung und die Lehre Petri“. Eher wolle er die Krone ablegen, ja den Tod erleiden, als eine solche Erniedrigung hinnehmen. Heinrich kannte, wenn es um die Erreichung seiner höchsten Ziele ging, weniger Skrupel. Dennoch können wir ihm diese Preisgabe seiner Souveränität um der Würde des Reiches willen („*propter dignitatem imperii*“) nicht wohl zutrauen. Die strittige Stelle bei Innozenz III. dürfte lediglich auf die Vorgänge von 1191 (mit Perels im Anschluß an Tangl und Hampe gegen Hallers gewiß interessante Konstruktion) zu beziehen sein. Was immer auch Heinrich anbieten mochte: Bei einer mit Zustimmung des Papstes reichsgesetzlich sanktionierten Erbfolge „würde der praktische Wert der Lehenshoheit verschwinden oder sehr zusammenschrumpfen und aus der Belehnung eine bloße Zeremonie beim Antritt der Erbschaft, verbunden mit einer Abgabe werden“, wie Haller klar formuliert hat. Nach den damaligen Machtverhältnissen hätte der Kaiser als päpstlicher Lehensmann in Wirklichkeit seinen Lehensherrscher beherrscht. Darum verlangte Rom zuletzt ein Hinausschieben des Problems bis Epiphania, was als Ablehnung aufgefaßt werden mußte. Daß Heinrich mit Coelestin nicht zum Abschluß gelangen konnte, blieb auf die Haltung der Fürsten im Reich nicht ohne Wirkung. An eine Durchsetzung des Erbfolgeplans war bei dem hartnäckigen Widerstand Roms und seiner Verschleppungstaktik nicht mehr zu denken. So hochwertig die den Lehensträgern des Reiches hierfür angebotenen Kompensationen gewesen sein mögen: weltliche und geistliche Fürsten waren zum Teil schon im Besitz dessen, was der Kaiser bieten wollte. Der Herzog von Österreich oder der Markgraf von Namur zum Beispiel hatten sich längst weitreichende Sonderprivilegien verschafft. Und die Abtretung von Spolien und anderen Regalien an die geistlichen Fürsten lag ja nur in der Richtung der allgemeinen Entwicklung, wie sie sich etwas über zwei Jahrzehnte später in der *Confoederatio cum principibus ecclesiasticis* Friedrich II. von 1220 manifestiert. In Heinrichs Abwesenheit ist die Opposition in Deutschland nicht müßig. Sie wird von Rom, seitdem man dort den Erbfolgeplan des Kaisers kennt, entsprechend geschürt. Ein päpst-

licher Legat ist im Herbst 1196 in Sachsen am Werk, und im Oktober tritt in Erfurt eine Gruppe von Herren aus Sachsen und Thüringen zusammen, mißgestimmt gegen den Kaiser (der reichlich widerspruchsvolle Bericht des Reinhardsbrunner Chronisten hierüber gibt keinesfalls den Hergang wieder). Der Kaiser, der nach verlorenem Kampf aus der Umgebung Roms zunächst äußerst langsam, als hoffe er noch auf ein Wunder, seinem Südreich zuzieht, fängt mit beachtlichem Sinn für die Realitäten die deutsche Opposition geschickt auf. Vom fernen Süden her gibt er die zweiundfünfzig Würzburger Unterschriften vom Frühjahr 1196 zurück und zieht damit das Erbreichsprojekt zurück. Nunmehr heitert sich die Atmosphäre auf, und unter Vermittlung des Erzbischofs von Mainz und des Herzogs Philipp von Schwaben wird der kleine Friedrich in Abwesenheit seines Vaters Weihnacht 1196 zu Frankfurt zum römischen König gewählt. Adolf von Altena, der Kölner Erzbischof, fehlt auch diesmal, gibt aber nachträglich seine Zustimmung. So ist nach menschlichem Ermessen wenigstens die Thronfolge im Reich fürs nächste gesichert.

### *Auf dem Gipfel der Macht*

Wenn Heinrich im Augenblick auch nicht mehr erreicht hatte, so durfte er von der Zukunft doch noch viel erwarten. Der Papst war nunmehr über neunzigjährig. Bald mußte es einen Wechsel auf dem Stuhl Petri geben. Vielleicht würde dann ein weltabgewandter Reformator oder gar ein Freund der Deutschen die Nachfolge antreten. In jedem Fall würde ein politischer Neuanfang unter veränderten Bedingungen als Möglichkeit zu erhoffen sein. Er selbst, der Kaiser, zählte ja noch keine zweiunddreißig Jahre. Die Zeit arbeitete für ihn. Sultan Saladin, der überragende Gegner im Orient, war tot. Seinem Reich drohte durch die Zwietracht der Erben Zerfall. Schon war der Kreuzzug der Deutschen im Gang; die ersten überschritten Apuliens Grenzen. Wenn der Kaiser erst an der Spitze des siegreichen Kreuzritterheeres die heiligen Stätten erobert hätte, konnte ein Papst sich ihm dann noch versagen? Vor dem Hintergrund solch überzeugender Leistung im Dienst der Kirche konnte dann auch wohl der Erbreichsplan endliche Erfüllung finden. Einstweilen, Ende 1196, stehen die Zeichen jedoch auf Sturm. Als die ersten Kreuzfahrer im Süden anlangen, heißt es in Benevent, nicht dem himmlischen, sondern dem irdischen Kaiser dienten sie. Die Pilger

seien in Wahrheit reißende Wölfe. Mit ihm gemeinsam wollten sie Apulien und Sizilien ausplündern. Als die deutschen Fürsten an Weihnachten in Würzburg den kleinen Friedrich zum König erheben, beruft sein Vater im fernen Capua die Barone des Südreichs zusammen. Es ist wie ein Fanal dessen, was der Süden von dem schwer enttäuschten, grimmig harten Herrn aus dem Norden zu erwarten hat: Der einstige Verteidiger von Neapel, an dem der Kaiser 1191 gescheitert ist, Graf Richard von Accera, der auch an der Inhaftierung der Kaiserin Konstanze beteiligt war, wird abgeurteilt und mit ausgesuchten Martern langsam zu Tode gequält. Läßt ein solch abstoßender Racheakt des Kaisers das Land erzittern, so tut gesteigerter Steuerdruck ein übriges. Im Rücken des Kaisers verläßt man am Papsthof die Taktik hindaltenden Widerstands und arbeitet an einer Koalition gegen ihn. Auf dem italienischen Festland haben die Deutschen, besonders die schwäbischen Ministerialen, unterstützt durch einheimische Parteigänger und mit Einsatz deutscher Streitkräfte mit eiserner Faust regiert und sich allenthalben Feinde geschaffen. Als Kaiser Heinrich im Februar 1197 auf die Insel übersetzt, brandet eine Welle nationalen Widerstands gegen die fremde Zwingherrschaft im Normannennadel auf. Kaiserin Konstanze steht diesen Kreisen nahe. Wie weit sie um die sizilianische Verschwörung gewußt oder gar an ihr beteiligt war, läßt sich im einzelnen nicht feststellen. Im Verdacht hat sie jedenfalls gestanden. Auch zum Papst und zu den Lombarden sollen die Fäden der Verschwörung gelaufen sein. Was an jenem Ostermontag, dem 30. März 1282, in der Sizilianischen Vesper auf der Insel geschah und dort die französische Fremdherrschaft erschütterte, das war schon zu Beginn des Jahres 1197 gegen die Deutschen geplant: Alle Fremden, die mit dem deutschen König und Kaiser nach dem Süden gekommen waren, sollten umgebracht werden. Heinrich, der durch Verrat Kenntnis von dem blutigen Anschlag erlangte, konnte sich mit knapper Not zu seinem getreuen Paladin Markward von Annweiler nach Messina retten. Ihn, den erprobten Marschall Heinrich von Kalden und aus Deutschland angekommene Kreuzfahrer setzt er zur Niederschlagung des Aufstandes an, zu dem der normannische Adel offen übergegangen war. Catania sieht wie 1194 den Zusammenbruch des nationalen Widerstandes. Teile der erstürmten Stadt gehen in Flammen auf. Palermo liefert sich dem Sieger aus. Nun sind in Heinrich die Furien der Rache entfesselt. Er wütet ohne Maß. Das Land erlebt mit Entsetzen die martervollsten Hin-



richtungen. Die Kaiserin wird gezwungen, zuzusehen, wie der von den Normannen gewünschte König gekrönt wird: Eine glühende Krone läßt ihm der Kaiser auf den Kopf nageln. Auf Blenden, Hängen, Verbrennen, Pfählen, Zersägen lauten die Urteile. Selbst vor den seit 1195 in Deutschland eingekerkerten Magnaten macht Heinrichs Rachedurst nicht halt. Sie scheinen, soweit sie nicht geistlichen Standes waren, nach dem zweiten sizilianischen Aufstand geblendet, einige in ihren Fesseln getötet worden zu sein. Nicht zu klären ist das Schicksal des jungen Wilhelm III., der auf einer Burg über Ems in Vorarlberg damals im Kerker umgekommen ist. Ob er nach Blendung und Entmannung qualvoll zugrunde ging, wie man wissen wollte, ist nicht sicher erwiesen. Natürlich haben sowohl die Chronisten wie auch der Volksmund ausschweifender Phantasie freien Lauf gelassen. Bezeichnend aber ist, daß die Mannigfaltigkeit qualvoller Martern gerade von den entschiedensten Anhängern des Kaisers überliefert wird. Eine Ehrenrettung Heinrichs ist nach Lage der Dinge nicht möglich, auch wenn man gehässige oder phantastisch ausgemalte Berichte streicht.

Durch Entfesselung von Grausamkeit und Terror war Heinrich Herr über das südliche Königreich geblieben. Nun – furchtbare Gespaltenheit in der Seele des Menschen wie im Zeitgeist! – kommt es zum Kreuzzug. Im März 1197 stechen die ersten Schiffe nach Syrien in See. Andere folgen im Abstand von Wochen. Konrad, Bischof von Hildesheim, und Heinrich von Kalden, der Marschall, führen 6000 Mann. Das Heer ist besser als das Barbarossas. So schreitet die Eroberung der syrischen Küste zügig fort. Der Kaiser selbst will erst später zum Kreuzheer stoßen. Er wird im Aufbruch zu neuen, fernen Ufern zurückblicken können auf eine Herrschaft, wie sie noch kein Deutscher ausgeübt. Bereits im Jahre 1184 – Heinrich war noch lange nicht Kaiser – hatte er seine Oberhoheit über polnische Teilfürsten geltend gemacht. Über Dänemark hielt er wenigstens den Anspruch fest. England ging vom Reich zu Lehen, dies allerdings unter skrupelloser Ausnutzung der Lage Richard Löwenherz'. 1194 hatte ihm als Kaiser der König von Armenien und Cilicien gehuldigt. Im Jahr darauf ließ sich Amalrich von Lusignan, der fränkische König auf Cypern, von Heinrichs Abgesandten belehnen. Und jetzt, 1197, erkaufte Kaiser Alexios III. von Byzanz vorläufigen Frieden durch jährlich sechzehn Talente Goldtribut und muß sich zur Unterstützung des Kreuzzugs verstehen. Den zu leiten hat sich Heinrich vorbehalten. Auf ihm durch erfolg-

reiche Kämpfe das Heilige Land dem Islam wieder zu entreißen, das wäre das schönste Siegel auf den Führungsanspruch der kaiserlichen Majestät.

### *Das Ende*

Inzwischen gibt Heinrich sich in der Gegend von Messina der Jagd hin, die er wie alle Staufer leidenschaftlich liebt. Dort, in den Wäldern von Linari, sind im August die Tage brütend heiß. In den Nächten aber herrschen kalte Nebel und Reif. Plötzlich erkrankt der Kaiser schwer. Seit der Malaria, die er vor sechs Jahren in Unteritalien sich geholt, ist sein Körper in seiner Widerstandskraft entscheidend geschwächt. Sechs Wochen liegt er mit Ruhr oder Unterleibstypus, vom Fieber geschüttelt. Dann ist klar: der beschlossene Aufbruch nach Palermo ist unmöglich geworden, da der Kranke nicht mehr transportfähig ist. Mit der furchtbaren Hellsichtigkeit dessen, der dem nahen Tod entgegengeht, erkennt der Kaiser den drohenden Einsturz des ragenden Gebäudes, das sein Lebenswerk war. Er macht sein Testament. Später, nach der Schlacht von Monreale im Jahr 1200, ist es im Gepäck Markwards von Annweiler erbeutet worden. Wiederholt als Fälschung hingestellt, erweist sich seine Echtheit durch das goldene Kaisersiegel, das ihm anhängt. Freilich erschrickt man über das Ausmaß der Kapitulation gegenüber Rom, das aus des Kaisers letztem Willen spricht. Für einen Menschen wie ihn gibt es an der Schwelle des Todes keine Illusion. Nur zu gut weiß er: Keine Vormundschaftsregierung für den jungen König kann sich gegen Rom durchsetzen. Soll für den Sohn noch etwas zu retten sein, soll die Stauferherrschaft in Deutschland, in Reichsitalien, im sizilischen Königreich noch eine Zukunft haben, dann nur im Frieden mit der Kirche. Ihn zu gewinnen, ist in dieser Stunde kein Opfer zu groß. So verfügt der Kaiser: Für das Königreich Sizilien ist dem Papst zu huldigen, wie es bei den Normannenkönigen üblich war. Erlischt das staufische Haus, so soll das Südreich ins Eigentum des päpstlichen Oberlehensherrn zurückfallen. Friedrichs Herrschaft im Kaiserreich soll mit der Herausgabe der mathildischen Güter und der noch besetzten Teile des Kirchenstaates erkaufte werden. Markwards Herrschaften, besonders aber Ancona und Ravenna, sollen unter die Oberhoheit des Papstes. Reicht dessen Territorium erst einmal in breiter Front von der Adria bis ans Tyrrhenische Meer, dann wird er im sizilischen Königreich der Hohenstaufen keine Be-

drohung mehr sehen. So könnte das Kaisertum, zunächst freilich sehr geschwächt und gebietsmäßig stark eingeschränkt, weiterbestehen, denn im Besitz Deutschlands, Reichsitaliens und Siziliens, mit dem Papst als Rückhalt, müßte jeder Konstellation unter den Reichsständen sowohl als auch jedem Zugriff aus dem Ausland erfolgreich zu begegnen sein. – Ob Heinrichs Rechnung jemals aufgegangen wäre, hätte man sein Testament erfüllt?

Am Tag vor Michaelis, den 28. September 1197, ist zu Messina die letzte Lebenskraft des noch nicht Zweiunddreißigjährigen im Fieber verglüht. Friedrich, der einzige Sohn und Erbe, erwählter deutscher König, ist ein Kind von noch nicht drei Jahren, seine Mutter aber eine Sizilianerin, die den aufgestauten Haß gegen die Deutschen tief im Herzen trägt. In verhängnisvoller Überschätzung ihrer Möglichkeiten reißt sie die Zügel der Regierung an sich. Sie unterwirft sich dem Papst. Ist dies im Sinn des toten Gatten, so doch das andere nicht: Konstanze geht sofort auf deutschfeindlichen Kurs. In völliger Verblendung stößt sie die Kräfte ab, die ihr einzig helfen könnten. Ihr Kampf gilt Heinrichs Paladinen. Sie sucht sie auszuschalten, zu vertreiben. Als sie dann vierzehn Monate nach ihrem Mann im November 1198 auch wegstirbt, verfällt das Königreich Sizilien. Wohl kehren des Kaisers Getreue auf ihre Posten zurück, wohl fließen aus dem deutschen Kreuzheer ihnen Kräfte zu, mit denen letzte Bastionen zäh gehalten werden. Doch was hilft es, daß in Deutschland wie im Süden auf die Kunde von des Kaisers Tod Herzen und Hände in ungebrochener Treue und gemeinsamem Verantwortungsgefühl der staufischen Sache zu dienen bereit sind? Längst sind fremde Kräfte am Werk, die verzweifelte Lage des Reichs im Norden und Süden zum eigenen Vorteil auszu-beuten und, mit dem engstirnigen Egoismus begehrllicher Herren im Bund, die Krise zum Bürgerkrieg zu treiben. Nicht mehr sind die Deutschen Herr im eigenen Haus. England, Frankreich und der Papst – dieser als König Friedrichs Vormund! – entscheiden das Geschick des Reiches. Unter schwersten Krisen wächst „das Kind von Apulien“ zum Giganten heran. In mehr als drei Jahrzehnten übermenschlichen Ringens läßt Barbarossas Enkel vor der staunenden Welt noch einmal die Vereinigung von Deutschland und Italien wie in den Tagen Heinrichs VI. Wirklichkeit werden. In beiden Reichen entsteht ein staatlicher Neubau. Im Süden, wo Friedrich heimisch ist, schafft er auf dem Boden üppiger Natur und kulturellen Reichtums die bestorgani-sierte absolute Monarchie, in Verwaltung und Justiz, Volks-

wirtschaft und Volksfürsorge, in Wissenschaft und Gesellschaft weit voraus in ferne Zukunft weisend. In Deutschland aber herrscht das Landesfürstentum, dem gegenüber Friedrich II., in realpolitischem Verzicht der Entwicklung Rechnung tragend, sich auf die Rolle des Lehensherrn zurückzieht. Nun gilt für an die siebenhundert Jahre: Die Landesherren sind das Reich. So tief der Name Kaiser Friedrichs II, „von der Parteien Haß und Gunst entstellt“, als „Wandler der Welt“ in der Weltgeschichte eingegraben bleibt: der Sohn Heinrichs VI. ist den Deutschen immer ein Fremder geblieben. Man hat ihn bewundert, man hat vor ihm gezittert wie dereinst vor seinem Vater, verstehen konnte man ihn kaum. Dazu ist er seiner Zeit zu weit voraus gewesen.

Als im Jahre 1250 vor der endgültigen Entscheidung um die höchste Herrschaft im Abendland auch Heinrichs VI. Sohn in Apulien durch den Tod dem Kampf entrissen wird, da ist mit ihm nicht nur das staufische Imperium erloschen. Das Kaisertum der Deutschen ist zu den Schatten gesunken. Was folgt, ist nur Epilog.

## KÖNIG PHILIPP VON SCHWABEN

Wenn man von den staufischen Herrschern spricht, denkt man an die großen Gestalten, an die glänzenden Meister der Politik, an Kaiser von Weltformat: Friedrich Barbarossa, Heinrich VI., Friedrich II. Auch Konrad III. als erster, und Konradin als letzter Staufer sind noch bekannt, weniger Konrad IV. als Vater Konradins, und von Philipp weiß man eigentlich nur, daß er ermordet wurde. Und doch kann ein Stauferbüchlein nicht erscheinen, ohne daß nicht das Wirken des Mannes dargestellt wird, den Walther von der Vogelweide oft und oft besungen hat; der „junge süeze man“ war von vielen seiner Zeitgenossen hoch geschätzt, und die Geschichtsschreibung der Gegenwart mißt seiner Zeit eine ganz erhebliche Bedeutung zu.

So lesen wir in einem maßgeblichen Werk für die Deutsche Geschichte, in Bruno Gebhardts Handbuch: „Die herkömmliche Periodisierung läßt meistens das ‚Hochmittelalter‘, die ‚deutsche Kaiserzeit‘, erst 1250 mit dem Tod des letzten Stauferkaisers enden, das ‚Spätmittelalter‘ mit dem ‚Interregnum‘ beginnen. In vieler Beziehung liegt jedoch bereits in den Jahren nach dem Tod Kaiser Heinrichs VI. der e n t s c h e i d e n d e W e n d e p u n k t, ein epochaler Einschnitt nicht nur für die Geschichte Deutschlands und des Reichs, sondern ganz Europas samt dem byzantinischen Osten, auch für Papsttum und Kirche.“ „Die Jahre nach Heinrich VI.“, das heißt doch nichts anderes als die Regierungszeit Philipps von Schwaben. Wie die Doppelwahl von 1198 nachdrücklich beweist, wird aus der Erbmonarchie ein Wahlreich genau in dem Augenblick, da in England und Frankreich die Krone erblich zu werden beginnt. Das Spolien- und Regalienrecht des Königs bröckelt ab, die Kirche ordnet sich unter dem jungen, nicht einmal vierzigjährigen Innocenz III. neu, die Territorialmächte in Deutschland gewinnen mehr und mehr an Macht, die Städte nehmen einen bedeutenden Platz ein, auch im Nordosten (Gründung Rigas 1201), der deutsche Thronstreit schließlich verbindet sich mit dem englisch-französischen Gegensatz und wird zum europäischen Konflikt.

Als jüngstem Sohn Kaiser Friedrichs I. war es Philipp nicht an der Wiege gesungen worden, daß er einmal deutscher König werden könnte. Vielmehr sollte er Geistlicher werden und erhielt in

jugen Jahren die Dompropstei in Aachen. Bereits 1191 wurde er zum Bischof von Würzburg gewählt, und jedermann rechnete mit einer glänzenden geistlichen Laufbahn. Dies änderte sich schlagartig mit dem Tod seines Bruders Friedrich, der als Herzog von Schwaben im Jahr 1191 in Palästina starb. Kaiser Heinrich brauchte nun Philipp im weltlichen Dienst und belohnte ihn mit der Toskana, Spoleto und den mathildischen Landen in Italien. Nach dem kinderlosen Tod von Bruder Konrad fiel ihm auch das Herzogtum Schwaben und die Verwaltung der staufischen Hausgüter in Deutschland zu. Sein kluges Verständnis, seine große Tatkraft und Tüchtigkeit, die weit über das von seiner Jugend zu erwartende Maß hinausgingen, erwarben ihm das uneingeschränkte Vertrauen des Kaisers.

Dazu kam, daß er mit seiner Heirat den weitgesteckten Plänen des kaiserlichen Bruders in idealer Weise entgegenkam. Roger von Sizilien sollte Irene, die Tochter des byzantinischen Kaisers Isaak Angelos, heiraten, starb aber vor der Eheschließung. Bei der Einnahme Palermos 1194 fand man die Kaisertochter im königlichen Palast von Palermo, und bald waren sich Philipp und Irene in Liebe zugetan. Kaiservater Isaak, von seinem Bruder Alexios des Thrones beraubt, vermachte seine Ansprüche auf den byzantinischen Thron über seine Tochter an Philipp, Grund genug, zu Pfingsten 1197 in der Nähe von Augsburg eine großartige Hochzeit zu feiern. Dieses Fest sollte für lange das letzte dieser Art in deutschen Landen sein. Irenes liebenswertes Wesen gewann ihr viele treue Anhänger, und Walther von der Vogelweide nannte die hochgeborene Königin „rôs âne dorn, ein tûbe sunder gallen“.

Inzwischen hatte der Kaiser den Kreuzzug vorbereitet, als er am 28. November 1197, noch nicht einmal 32 Jahre alt, in Messina an der Malaria starb. Im Dom von Palermo fand er die letzte Ruhestätte, wo ein halbes Jahrhundert später sein Sohn Friedrich II. ebenfalls beigesetzt werden sollte.

Der Tod Heinrichs VI. war „die schwerste Katastrophe in der Geschichte des Deutschen Mittelalters, verhängnisvoller als der frühe Tod Ottos II. und Heinrichs III. Er hatte das abendländische Kaisertum auf eine Höhe geführt, die bis dahin noch nicht erreicht war . . . So ist das Jahr 1197 das entscheidende Wendejahr in der Geschichte der deutschen Kaiserzeit geworden“ (Gebhardt).

Das war zugleich auch die Entscheidung für Philipp. Er war gerade unterwegs nach Foligno bei Assisi, um den jungen Kaiser-



König Philipp von Schwaben (1178–1208). Sitzfigur vom mittleren Turm der steinernen Brücke in Regensburg, um 1207 (Städt. Museum Regensburg).

sohn Friedrich – er war schon zum deutschen König gewählt – zur Könung nach Aachen zu holen. Aufstände in Mittelitalien verhinderten diese Absicht, so daß der dreijährige Friedrich zu seiner Mutter, der Kaiserin Konstanze, nach Sizilien gebracht wurde, wo sie kurz vor ihrem Tod den Papst Innocenz III. zu seinem Vormund bestellte. Trotzdem versuchte Herzog Philipp von Schwaben, dem Kind in Sizilien die deutsche Königskrone zu erhalten, wofür sich auch die auf dem Kreuzzug weilenden Reichsfürsten in Beirut aussprachen. Sie ermahnten den Erzbischof Adolf von Köln, jegliche Spaltung in Deutschland zu

verhindern. Aber genau er war schon gegen Kaiser Heinrich VI. gewesen und nützte nun die Gelegenheit, um der Stauferpartei mit Hilfe des englischen Königs Richard Löwenherz einen gegenrhetischen König entgegenzusetzen. Dies um so mehr, als Frankreich, der alte Widersacher Englands, für die Staufer war. Der Erzbischof begab sich also auf Königssuche und fand schließlich den Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, bereit zum Mitmachen. Sein Onkel Richard Löwenherz schätzte ihn sehr und hatte ihn mit der Grafschaft Poitou belohnt. Da sich Köln von Otto eine erhebliche Stärkung seiner Macht und großen Einfluß auf die Reichspolitik versprechen durfte, wurde er von den Anhängern des Erzbischofs im Juni 1198 zum König gewählt und im Juli in Aachen gekrönt.

In der Zwischenzeit waren aber die Staufer nicht müßig gewesen. Rasch hatten sie eingesehen, daß es nicht möglich sein werde, Friedrich von Sizilien weiter in der Rolle des deutschen Königs zu belassen. Sie drängten immer mehr darauf, daß Philipp selbst König werde, und so ließ er sich bereits im März 1198 zu Ichtershausen in Thüringen wählen und im September zwar mit der echten Krone, aber formell unrichtig nicht in Aachen, sondern in Mainz von dem burgundischen Erzbischof von Tarentaise krönen.

Damit gab es eine Doppelwahl und, zusammen mit Friedrich, gar drei deutsche Könige. Wem von den ersten beiden von Rechts wegen die Krone zugehörte, war nicht zu entscheiden, so daß es auf eine Machtprobe ankommen mußte. Die Geldmittel waren etwa gleich verteilt. Philipp besaß den auf der Burg Trifels lagernden Reichsschatz, zu dem auch das Lösegeld von Richard Löwenherz gehörte, während Otto sich ebenfalls auf englisches, allerdings freiwillig zur Verfügung gestelltes Geld stützen konnte. Politisch stand Frankreich auf der Seite Philipps, bis zum Tode Richards England auf der des Welfen Otto. Für die Stellung des Königs im Reich bedeuteten die Zugeständnisse an die Fürsten eine erhebliche Schwächung, welche Entwicklung Friedrich II. später weiter förderte.

Bei dieser Sachlage schien es daher von größter Bedeutung zu sein, wie sich der Stuhl Petri in Rom zu der Doppelwahl stellen werde. Der alte Papst Cölestin III. sah nach dem Tode Kaiser Heinrichs eine Möglichkeit, die staufische Vormacht in Italien zu brechen. Das übernahm sein Nachfolger Innocenz III., der als 37jähriger Kardinal Lothar von Segni noch am Todestag seines Vorgängers, am 8. Januar 1198, zum neuen Papst gewählt



wurde. Er besaß eine gute theologische und juristische Bildung, starkes Selbstbewußtsein und einen hellen Sinn für die nunmehr gegebenen politischen Möglichkeiten. In die Doppelwahl mischte er sich zunächst nicht ein, versuchte vielmehr mit allen Mitteln, den Kirchenstaat durch „Rekuperationen“ zu vergrößern. Dies sollte ihm eine Trennung des sizilischen Reichs der Staufer vom Reich im Norden ermöglichen. Sowohl Otto als auch Philipp widersetzten sich zunächst diesen päpstlichen Ansprüchen. Als aber das englische Geld nach dem Tod von Richard Löwenherz ausblieb und in Deutschland die Ansicht des Mainzer Erzbischofs Konrad von Wittelsbach, beide Könige sollten zugunsten des kleinen Friedrich abdanken, mehr und mehr sich durchzusetzen schien, gab Otto dem Druck aus Rom nach. Erst jetzt legte sich der Papst endgültig fest, und er begründete seine Haltung in der hochbedeutsamen Konsistorialrede „*Deliberatio super facto imperii de tribus electis*“ 1200, worin es unter anderem heißt:

„Es liegt im Interesse des Apostolischen Stuhles, sorgfältig und klug die Besetzung des römischen Reiches zu erörtern, da das Kaisertum bekanntlich seinem Ursprung und seiner Vollendung nach von ihm abhängt; seinem Ursprung nach, da es durch ihn und um seinetwillen von Griechenland her übertragen worden ist; seiner Vollendung nach, da der Kaiser von dem obersten Pontifex die endgültige, letzte Handauflegung seiner Erhebung im eigentlichen Sinne empfängt, indem er von ihm gesegnet, gekrönt und mit der Kaiserwürde bekleidet wird. – Wie jetzt aber drei zu Königen erwählt sind, der Knabe, Philipp und Otto, so ist bei jedem zu beachten, was erlaubt, was schicklich, was nützlich ist.

Was den *Knaben* anbetrifft, den Sohn des Kaisers Heinrich, so scheint es beim ersten Blick, daß es nicht erlaubt sei, gegen seine Wahl einzuschreiten, die ja durch den Eid der Fürsten bekräftigt ist. Aber andererseits ergibt sich doch, daß es erlaubt ist. Sie haben nämlich eine Person gewählt, die weder für das Kaisertum noch überhaupt irgendein Amt geeignet ist, nämlich einen Knaben von zwei Jahren. Auch das steht nicht im Wege, was uns vorgehalten wird, daß er unserer Vormundschaft anvertraut sei, da er uns nicht dazu anvertraut worden ist, daß wir ihm die Kaiserwürde erhalten, sondern vielmehr das Königreich Sizilien verteidigen. Daß es nicht vorteilhaft wäre, wenn er das Reich innehätte, geht daraus hervor, daß dadurch das Königreich

Sizilien mit dem Kaiserreiche vereinigt und durch diese Union die Kirche erschüttert würde.

Was *Philipp* anbetrifft, so scheint es gleichfalls, daß es nicht gestattet sei, seine Wahl zu verwerfen, da er von der Mehrzahl und den Angeseheneren gewählt ist. Auf der anderen Seite aber erscheint es gestattet. Er ist nämlich von Rechts wegen durch unsern Vorgänger gebannt worden (1196). – Da außerdem offenkundig ist, daß er dem Knaben den Treueid geleistet und jetzt das deutsche Königreich und, soviel an ihm liegt, auch das Kaiserreich in Besitz genommen hat, so ist es klar, daß er des Meineids schuldig ist. Daß es sich für uns schicke, ihm entgegenzutreten, erscheint aus dem Grunde ganz klar, wenn wie einst der Sohn dem Vater, so jetzt unmittelbar der Bruder dem Bruder nachfolgte, man glauben könnte, das Reich werde nicht auf Grund der Wahl, sondern durch Erbfolge übertragen. Da er ein Verfolger ist und aus dem Geschlecht der Verfolger stammt, so würden wir, wenn wir uns ihm nicht widersetzten, offenbar einen Rasenden gegen uns bewaffnen.

Was *Otto* anbetrifft, so scheint es nicht erlaubt, ihn zu begünstigen, da er von der Minderzahl gewählt ist. Aber da ebenso viele oder mehr von denjenigen, denen die Wahl des Kaisers vornehmlich zusteht, für ihn gestimmt haben wie für den andern, da die Eignung und Würdigkeit der erwählten Person ebenso oder noch viel mehr als die Zahl der Wähler hierbei zu beachten ist, da man ferner nicht nur auf die Mehrheit der Zahl, sondern vor allem auf die Heilsamkeit des Entschlusses bei den Wählern zu sehen hat, und da *Otto* geeigneter ist, das Reich zu regieren als *Philipp*, so erscheint es erlaubt, schicklich und vorteilhaft, ihm die apostolische Gunst zuzuwenden.

Im übrigen glauben wir, durch unsern Legaten bei den Fürsten dahin wirken zu müssen, daß sie entweder sich auf eine geeignete Person einigen oder sich unserm Urteile oder Schiedsspruch unterwerfen.“

Scheinbar unparteiisch wägt hier der Papst die drei Kandidaturen juristisch, politisch und moralisch ab, verschweigt darin aber die mit *Otto* getroffenen, dem Reich schädlichen Abmachungen. Hier hat der Papst sein Prüfungs- und Entscheidungsrecht bei einer strittigen Königswahl festgelegt und dies dem kanonischen Recht einverleibt. Wie am Schluß angekündigt, wendet sich der Papst nun an die Deutschen und läßt seine Entscheidung am 3. Juli 1201 in Köln verkünden und gleichzeitig die Stauferanhänger bannen. Das veranlaßt *Walther von der Vogelweide*

zu dem Aufschrei: „Owê der bâbest ist ze junc: hilf, hêrre, dîner kristenheit.“ Otto hatte schon am 8. Juni in Neuß alle Forderungen des Papstes beschwören müssen.

Vorübergehend profitierte Otto von der Unterstützung durch den Papst. Andererseits führte sie auch zu starken Protesten gegen die päpstliche Einmischung in die Angelegenheiten des Reichs. Bald gab es wieder Geheimverhandlungen mit dem gebannten Philipp, zumal sich die englischen Niederlagen in Frankreich ungünstig auf die welfischen Parteigänger auswirkten. Selbst Erzbischof Adolf von Köln, der welfische Königsmacher, schlug sich im Herbst 1204 auf die Seite des Staufers. Otto IV. wurde sogar 1206 verwundet. Verhandlungen zwischen den beiden Königen blieben ohne Erfolg, um so besser jedoch waren diejenigen Philipps mit der Kurie. Im Mai 1207 kamen zwei Kardinallegaten nach Deutschland, um Otto zum Rücktritt zu bewegen. Es wurde sogar davon gesprochen, daß eine Tochter Philipps einen Papstneffen heiraten solle. Philipp wurde vom Bann gelöst, eine andere Tochter war für den Gegenkönig – er hätte vielleicht das Herzogtum Schwaben bekommen – als Braut und Gemahlin vorgesehen, Philipps Anerkennung als König und künftiger Kaiser war auch in Rom beschlossene Sache, da brachte den König Philipp seine Ermordung um die Früchte seiner unermüdlichen Tätigkeit. Dieses „Gottesurteil“, wie der Papst den Mord nannte, war ein schweres Verhängnis für Deutschland, aber auch für Papst Innocenz selbst.

Was waren die Hintergründe? Von seinen fünf Töchtern hatte Philipp eine dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach zur Ehe versprochen. Aus irgendwelchen Gründen, vielleicht wegen Ottos ungezügelter Wesens oder wegen anderer Heiratspläne politischer Art mußte der Pfalzgraf auf die beabsichtigte Verbindung verzichten. Statt mit Beatrix verlobte er sich mit Gertrud, der Tochter Herzog Heinrichs von Schlesien und der Heiligen Hedwig von Meran. Wahrscheinlich hat der König den Vater der Braut, mit dem er in verwandtschaftlichen Beziehungen lebte, vor dem wilden und grausamen Pfalzgrafen gewarnt. Jedenfalls beschloß dieser, mit Hilfe einiger Mitverschwörer den König zu töten. Am Morgen des 21. Juni 1208 hatte König Philipp seine Nichte Beatrix, die Tochter und Erbin seines verstorbenen Bruders, des Pfalzgrafen von Burgund, in Bamberg mit Herzog Otto von Meran vermählt. Er gab dem jungen Paar noch das Geleit, ritt dann in die Stadt zurück und ließ sich nach damaliger Sitte mit seinen Vertrauten zur Ader. Dann ruhte er in einem

Zimmer der bischöflichen Pfalz, im Gespräch mit seinem Kanzler und dem Truchseß von Waldburg. Mit scherzenden Worten empfangend der König den eintretenden Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, der antwortet: „Hier gilt es keinen Spaß!“ und sich mit dem blanken Schwert auf den König stürzt. Ein Ruf des Truchseß scheint den Eindringling zu lähmen, so daß er nur leicht Philipps Hals verwundet. Doch er hat die Schlagader getroffen, nach einigen Schritten stürzt der König tot zu Boden. Unter Lebensgefahr versucht der Truchseß dem Mörder die Flucht zu versperren, der aber mit einem bereitgehaltenen Pferd aus der Stadt entkommt, zusammen mit seinen Mitverschworenen Bischof Egbert von Bamberg und Heinrich von Andechs, den Brüdern des eben vermählten Herzogs von Meran.

Am nächsten Tag wurde der vielbeweinte König, „strahlend blond und ritterlich edel nach dem Herzen der Zeit“, im Dom von Bamberg beigesetzt, bis ihn König Friedrich an Weihnachten 1215 in die Gruft des Doms von Speyer überführen ließ. Übrig blieb vom Geschlecht der Staufer nur noch der vierzehnjährige Sohn Kaiser Heinrichs, Friedrich. Denn Irene hatte ihrem Gemahl nur fünf Töchter geboren. Zwei Monate nach Philipps Ermordung, am 28. August, starb sie auf der Stammburg Hohenstaufen während der Geburt. Sie wurde in dem zur staufischen Grablege bestimmten Kloster Lorch auf der andern Seite des Remstals begraben, wo nur noch die Nachbildung eines Rings an die „griechische Maria“ erinnert. Acht Tage vor ihrem Tode ließ sie eine Schenkungsurkunde für das benachbarte Kloster Adelberg mit folgenden Worten einleiten: „Unbegreiflich sind die Gerichte Gottes und unerforschlich seine Wege!“

Dieses Wort gilt auch für das Schicksal ihrer Töchter. Beatrix die Ältere vermählte sich 1212 mit dem nunmehr in Deutschland allgemein anerkannten König Otto IV., starb aber schon vier Tage nach der Hochzeit und fand neben der Mutter im Kloster Lorch ihre letzte Ruhestätte. Kunigunde verband sich mit dem Sohn des Königs von Böhmen, Maria mit dem Herzog Heinrich von Brabant. Elisabeth vermählte sich 1219 mit König Ferdinand II. von Aragonien und Beatrix die Jüngere im gleichen Jahr mit dem Heiligen König Ferdinand III. von Kastilien; an die letzteren erinnert heute noch eine zeitgenössische Plastik im Kreuzgang der Kathedrale von Burgos in Spanien.

Der Mörder entging nicht seiner Strafe. Nach seiner Ächtung hielt er sich auf einem Hof in der Nähe von Regensburg verborgen. Im Februar 1209 kam Heinrich von Kalintin, begleitet

vom Sohn eines von dem Pfalzgrafen Erschlagenen, und vollstreckte die Acht. Sein Haupt wurde vom Rumpf getrennt und in die Donau geworfen; sein Leichnam blieb unbestattet liegen, bis ihm nach sieben Jahren auf päpstliche Erlaubnis hin ein christliches Begräbniß im Kloster Indersdorf zuteil wurde.

Auch der neue König und Kaiser Otto IV. wurde nicht glücklich. Innocenz schlug ihn mit dem Bann, schrieb an die deutschen Bischöfe, es reue ihn, diesen Menschen geschaffen zu haben, und nach dem Tod seiner staufischen Gemahlin wandte sich sein Anhang mehr und mehr dem jungen Staufer Friedrich zu. Otto fehlten die ritterlichen Tugenden „milte, mâze, stête“, er war rücksichtslos geworden, der machtpolitischen Hybris verfallen. In der Schlacht bei Bouvines 1215 entschied sich sein Schicksal, und sein Tod einige Jahre darnach kümmerte niemanden mehr. Da rief kein Zeitgenosse aus, was ein Mönch im Kloster Salmannsweiler über König Philipp gesagt hatte: „Wie ein glänzender Stern vom Himmel herab, also bist du gefallen, du Edelstein unter den Königen; untergegangen ist die Sonne, und es ist Nacht geworden.“

## WALTHER VON DER VOGELWEIDE

Die Krone ist älter als der König Philippus:  
Ihr alle könnt ein Wunder dabei erblicken,  
wie sie ihm nämlich der Goldschmied so passend  
gearbeitet hat!  
Sein kaiserliches Haupt gehört so ganz zu ihr,  
daß niemand, der guten Willens ist,  
sie rechtens scheiden darf:  
jedes von beiden steigert da das andere.  
Sie lachen strahlend einander an,  
das Edelgestein und der junge gottwohlgefällige Mann.  
Solche Lust der Augen wünschen sich die Fürsten.  
Wer jetzt noch nach dem König sucht,  
der sehe nur wer die Krone trägt;  
ihr Stein ist aller Fürsten Leitstern.

Zitiert nach Peter Wapnewski, Fischer-Bücherei Nr. 732, S. 38.

## WALTHER VON DER VOGELWEIDE

Wer sleht den lewen? wer sleht den risen?  
wer überwindet jenen unt disen?  
daz tuot einer der sich selber twinget  
und alliu sîniu lit in huote bringet  
ûz der wilde in stæter zûhte habe.  
geligeniu zuht und schame vor gesten  
mugen wol eine wîle erglesten:  
der schîn nîmt drâte ûf unt abe.

\*

Wer schlägt den Löwen? Wer den Riesen?  
Wer überwindet jenen und diesen?  
Das tut einer der sich selber bezwingt  
und alle seine Glieder in Beherrschung nimmt  
aus der Zügellosigkeit in den Hafen beständiger Selbstzucht.  
Äußerlich angenommenes Wohlverhalten und Taktgefühl  
nur vor Fremden,  
die können wohl eine Weile glänzen,  
doch solcher Schein flackert schnell auf und erlischt dann wieder.

Zitiert nach Peter Wapnewski, Fischer-Bücherei Nr. 732, S. 200/201.

## DIE BYZANZPOLITIK DER STAUFER

Die Formulierung des Themas kann überspitzt erscheinen, hält man sich an die summarischen Darstellungen der Stauferzeit in unseren Geschichtslehrbüchern. Die Beziehungen zwischen den Herrschern aus dem Staufergeschlecht und den griechischen Kaisern sind jedoch so vielfältig und bedeutungsvoll, ihre Berührungen so profiliert und folgenreich, daß sie sich nur als Äußerungen gezielten politischen Wollens verstehen lassen. Die Wandlungen dieser Politik ergaben sich aus der Gruppierung der Mächte und dem wechselnden Spiel der politischen Kräfte im Europa jener Epoche. Sie rührten nicht zuletzt von dem konkurrierenden Universalitätsanspruch der beiden „römischen“ Reiche des Westens und des Ostens her, von der Konkurrenz eines Reichsgedankens, in der sich zwei so außergewöhnliche Herrscherpersönlichkeiten wie Friedrich I. Barbarossa (1152—1190) und Manuel I. Komnenos (1143—1180) gegenübertraten.

Die Anfänge der staufischen Byzanzpolitik unter Konrad III. (1138—1152) erstrecken sich über einen relativ kurzen Zeitraum, zeigen aber bereits die Leitmotive der späteren Beziehungen zwischen den beiden Reichen: die Abhängigkeit von dem Machtkampf zwischen Kaisertum und Papsttum, von der Entwicklung der politischen Verhältnisse in Süditalien und von der Einstellung der deutschen und byzantinischen Herrscher zum Kreuzzugsgedanken. Das Erstarken des sizilischen Normannenreiches mußte Byzanz alarmieren, denn noch waren keine zwei Menschenalter vergangen, seit Robert Guiskard sich angeschickt hatte, das Reich von Byzanz zu erobern. Unvergessen war auch Bohemunds Anschlag auf byzantinisches Reichsgebiet. Wie Byzanz fühlte sich das Westreich durch den Aufstieg einer neuen Großmacht im Süden von Reichsitalien gefährdet. Gemeinsame Abwehr dieser Bedrohung führte daher bereits unter Lothar von Supplinburg (1125—1137) und Manuels Vater Johannes II. Komnenos (1118—1143) zu einem Bündnis, das unter dem Staufer Konrad III. durch die Heirat Kaiser Manuels mit des deutschen Herrschers Schwägerin Bertha von Sulzbach (Irene) im Jahre 1146 bekräftigt wurde. Das offensive Ziel dieses Zweibundes war es, das Normannenreich zu erobern und aufzuteilen.

Dabei sollten die Byzantiner Teile ihrer ehemaligen süditalienischen Besitzungen erhalten. Diese territoriale Vereinbarung mußte den Papst auf den Plan rufen, dem unmöglich daran gelegen sein konnte, anstatt der Normannen den Herrn des schismatischen Byzanz zum südlichen Nachbarn zu erhalten und die dortigen Katholiken dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt zu sehen.

Das Zusammenspiel der Staufer mit dem Komnenen wurde durch die Episode des unglücklichen 2. Kreuzzuges gestört. Der Marsch der Kreuzfahrer durch byzantinische Gebiete führte nicht nur an den Rand einer bewaffneten Auseinandersetzung zwischen dem Kreuzheer und den byzantinischen Truppen, sie bot vor allem dem Normannenkönig Roger II. (1101—1154) Gelegenheit, seinen Angriff auf das byzantinische Reich durch die Besetzung Korfus (1147) und einen Raubzug nach Mittelgriechenland zu eröffnen. Als dann Konrad III. sich auf dem Heimweg aus dem Heiligen Land am Hof Manuels aufhielt, nahm der Plan eines deutsch-byzantinischen Bündnisses gegen den Normannen im Vertrag von Thessaloniki konkrete Gestalt an. Zu den politischen Abmachungen trat wiederum ein Ehebündnis: der Babenberger Heinrich (Jasomirgott) heiratete Manuels Nichte Theodora. Nicht so sehr die Gegenallianz Rogers II. mit König Ludwig von Frankreich und sein Versuch, Geza II. von Ungarn für ein Bündnis gegen Byzanz zu gewinnen, wie der Umstand, daß er Welf VI. zur Erneuerung seines Kampfes gegen die Staufer zu bestimmen vermochte, hemmten Konrads Initiative. Ehe er den Krieg gegen Roger II. eröffnen konnte, machte sein Tod den weitgreifenden deutsch-byzantinischen Plänen ein Ende.

Die Politik seines Neffen und Nachfolgers Friedrich I. nahm, trotz wiederholter Versuche, das unter Konrad erzielte Einvernehmen fortzusetzen, eine antibyzantinische Wendung. Die tieferen Ursachen der Entzweigung lagen im ideologischen und zugleich im persönlichen Bereich. Hatte Konrad III. sich noch damit begnügt, in der Rangfrage auf der Gleichberechtigung der beiden Kaiser zu bestehen, so nahm nun Friedrich Barbarossa das legitime Erbe des römischen Reiches für sich allein in Anspruch. Da gleichzeitig Manuel I. von der Vorstellung, der einzig legitime Nachfolger Konstantins und Justinians zu sein, ganz und gar erfüllt war, konnte der Konflikt, der sich in dem beiderseitigen Legitimitätsdenken und Universalitätsstreben anzeigte, nicht ausbleiben. Der äußere Anlaß erwuchs aus Friedrichs, der Forderung des Papstes entsprechenden Weigerung, nach Beseitigung



der Normannenherrschaft dem byzantinischen Kaiser irgendwelche territorialen Konzessionen in Italien zu machen. Auf diese Haltung legte sich Friedrich bereits 1153 im Konstanzer Vertrag gegenüber Papst Eugen III. fest. Er ist nie von diesem Grundsatz abgewichen. Das gemeinsame Vorgehen gegen die Normannen wurde dadurch ebenso fragwürdig wie die von Friedrich eingeleiteten Verhandlungen über ein neues deutsch-byzantinisches Ehebündnis. Als daher Kaiser Manuel mit einseitigen militärischen Operationen gegen das Normannenreich, wo nach Rogers II. Tod (1154) sein Nachfolger Wilhelm I. mit inneren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, durch Truppenlandungen in Ancona und Anwerbung eines Söldnerheeres begann und durch rasche Anfangserfolge die Ostküste bis hinunter nach Tarent zu besetzen vermochte und sich anschickte, in das Innere Apuliens vorzustößen, griff Friedrich in diesen Kampf nicht ein, sondern kehrte nach Deutschland zurück, angeblich auf Drängen der deutschen Fürsten. Die Byzantiner unterlagen 1156 den Normannen bei Brindisi und verloren dann die besetzten Gebiete bald wieder. Diese Ereignisse führten zu einem Umschwung in der päpstlichen Politik gegenüber dem siegreichen Normannenkönig. Der Papst anerkannte das Normannenreich. Er vermittelte im Jahr 1158 sogar einen Frieden zwischen Manuel und dem Normannenkönig. Diese Wendung der byzantinischen Politik mußte den Bruch Manuels mit Friedrich bedeuten. Von da an gewöhnten sich die Gegner Barbarossas daran, sich an Byzanz anzulehnen, während umgekehrt Manuels Feinde in Friedrich ihren Schutzherrn zu sehen begannen. Eine spektakuläre Szene dieses Spieles war es, als beim Ausbruch des alexandrinischen Schismas (1159) Alexander III. durch seine Abgesandten in Byzanz Manuels Unterstützung gegen den von Friedrich protegierten Gegenpapst Viktor IV. zu erlangen suchte.

In der Folge entfaltete Manuel gegen den Staufer weitreichende und phantasievolle, ja phantastische und mit den Realitäten grell kontrastierende Initiativen. Sein Versuch, gegen Friedrich ein Bündnissystem aufzubauen, dem Frankreich und das Normannenreich angehören sollten, scheiterte ebenso wie seine Absicht, Sizilien durch eine byzantinisch-normannische Heirat zu gewinnen oder Alexander III. um den Preis der Kirchenunion zu bewegen, ihn als römischen Kaiser anzuerkennen.

Im weiteren Verlauf des Schismas versuchte Friedrich, noch einmal eine Schwenkung seiner Byzanzpolitik zu vollziehen. Durch eine Gesandtschaft nach Konstantinopel (1170) sollten die ab-

gerissenen Fäden neu geknüpft werden. Der alte Plan eines deutsch-byzantinischen Ehebundes wurde hervorgeholt: ein Sohn Barbarossas sollte eine byzantinische Prinzessin heiraten. Die Weigerung Friedrichs, von der Bestimmung des Konstanzer Vertrags über das Verbot territorialer Zugeständnisse an Byzanz auf italischem Boden abzurücken, brachte nach langem diplomatischem Hin und Her die Verhandlungen schließlich zum Scheitern. Die Katastrophe der Byzantiner durch den seldschukischen Sultan Kilidsch Arslan in der Schlacht bei Myriokephalon am 17. September 1176 bedeutete das Scheitern der imperialistischen Politik Manuels. Daß Friedrich I. die Tragweite dieses Ereignisses erkannte, zeigt ein Brief, den er um jene Zeit an Manuel schrieb: er bezeichnete sich darin als den rechtmäßigen Oberherrn (moderator) auch des byzantinischen Reiches und verlangte von dessen Herrscher nicht weniger als die „Erweisung des schuldigen Gehorsams“!

Ohne Mitwirkung des Papstes und ohne Verständigung mit Byzanz führte die Diplomatie Barbarossas dann das normannische Problem auf dem Wege der Familienpolitik einer für die beiden anderen interessierten Mächte gleich unerwünschten und bedrohlichen Lösung zu. Am 29. Oktober 1184 verlobte sich Friedrichs Sohn Heinrich mit Rogers II. Tochter Konstanze. Die Hochzeit wurde im Januar 1186 zu Mailand begangen.

Diese Verbindung der Staufer mit dem normannischen Herrscherhaus gab Friedrich freie Hand für sein Vorgehen in Reichsitalien. Sie verschaffte andererseits dem Normannenkönig die Möglichkeit, die alten normannischen Eroberungspläne gegen Byzanz aufzunehmen. Friedrich hat damit einem der gefährlichsten Angriffe des Westens auf das Ostreich vorgearbeitet. Schon am 24. August 1185 eroberten Wilhelms Truppen Thessaloniki, die zweitstärkste Festung der Byzantiner. Von dort traten sie den Marsch auf Konstantinopel an, verloren allerdings nach kurzer Zeit ihre gesamten Eroberungen wieder.

Der 3. Kreuzzug ließ nun in Friedrich I. selbst, freilich mit ganz anderer Motivation, den Gedanken an eine Eroberung Konstantinopels aufkommen. Die unverhohlenen Sympathien und Ergebenheitsbezeugungen, mit denen Serben und Bulgaren den deutschen Kaiser aufnahmen, ließen die antibyzantinische Tendenz nur zu deutlich erkennen. Sie erfüllten Kaiser Isaak II. Angelos (1185—1195) mit Mißtrauen und Furcht. Er verbündete sich mit Sultan Saladin, dessen Eroberungen den Kreuzzug veranlaßt hatten, und war entschlossen, den Zug des Kreuzheeres durch sein

Reich zu verhindern. So mußte Friedrich in Thrakien wie in Feindesland einmarschieren. Die Sorge um das Gelingen des Kreuzzuges, nicht imperialistisches Streben, war es, die ihn bewog, für das Frühjahr 1190 einen Angriff auf Konstantinopel vorzusehen und durch seinen Sohn Heinrich eine Flotte nach dem Bosphorus zu beordern. Als nun endlich Kaiser Isaak einlenkte, verzichtete Barbarossa auf seinen Plan. Gleichwohl zeitigte dieser Konflikt schwerwiegende Konsequenzen für die Politik seines Nachfolgers.

In der politischen Konzeption Heinrichs VI. verband sich Friedrichs Universalitätsanspruch, den er noch viel schroffer vertrat, mit den imperialistischen Zielen der sizilischen Normannen. Als legitimer Erbe des Normannenreiches, das er sich freilich erst noch zu erobern hatte, verfolgte er die alten aggressiven Tendenzen gegen Byzanz mit der vereinigten Macht des Westreiches und Siziliens. Noch vor seiner Krönung in Palermo (Weihnacht 1184) hatte Heinrich sich von dem kleinarmenischen Fürsten Leon auf dessen Ersuchen als Lehnsherrn anerkennen lassen und dadurch Einfluß in der kilikischen Interessensphäre des byzantinischen Reiches gewonnen. In dem eroberten Palermo fand er Kaiser Isaaks Tochter Irene vor, die der Byzantiner dem Usurpator Tankred als Braut seines Sohnes Roger zugesandt hatte. Heinrich bestimmte sie zur Gattin seines Bruders Philipp und legte damit den Grund zu späteren Ansprüchen auf den Thron des Ostreiches. Tatsächlich schuf dieser Akt der Herrscherwillkür die Voraussetzung für einen der Anstöße, die wenige Jahre später zur Ablenkung des 4. Kreuzzuges und zum Untergang des griechischen Reiches führten. Im gleichen Jahr (1195) übernahm Heinrich VI. die Lehnshoheit über das im Verlauf des 3. Kreuzzuges von Richard Löwenherz besetzte und 1192 dem Hause Lusignan übergebene Cypern und damit über ein Stück byzantinischen Reichsterritoriums im Osten. Als Erbe der Normannenkönige erhob er Anspruch auf die von Wilhelm I. den Byzantinern entrissenen und wieder an sie verlorenen Gebiete. Er behandelte Kaiser Isaak faktisch als Vasallen, indem er die Teilnahme einer byzantinischen Flotte an dem von ihm geplanten Kreuzzug verlangte. Wenn zu den Zielen dieses Kreuzzuges nicht auch die Eroberung Konstantinopels und die Einverleibung des Ostreiches zählten, so hatten die Byzantiner das nur dem Eingreifen des Papstes zu verdanken. Cölestin III. wurde dadurch im Augenblick höchster Gefahr zum Retter des schismatischen Byzantiners. An dieser, uns Heutigen grotesk erscheinenden

Rolle hielt er auch dann noch fest, als am 8. April 1195 Alexios III. seinen Bruder Isaak absetzen und blenden ließ. Nun konnte Heinrich VI. mit dem Anschein des moralischen Rechts für den entthronten, durch die Heirat Philipps mit Irene ihm verwandtschaftlich verbundenen Isaak gegen den Usurpator auftreten. Alexios III. zitterte vor den massiven Drohungen des Staufers und war froh, sich durch den ungeheuren Tribut von sechzehn Talenten Gold loskaufen zu können, eine Summe, die er angesichts der schlechten finanziellen Lage seines Reiches selbst durch die berüchtigte „Alemannensteuer“ nicht vollständig aufzutreiben vermochte. Der frühe Tod Heinrichs (28. September 1197) bewahrte den armseligen Alexios III. vor weiteren Repressalien und dem unvermeidlich scheinenden Zugriff des Staufers. Der Untergang seines Reiches wurde durch dieses Ereignis nur um wenige Jahre hinausgeschoben. Freilich wurde er dann nicht mehr von den Staufern unmittelbar herbeigeführt.

Heinrichs VI. Bruder und Nachfolger Philipp von Schwaben (1198—1208) setzte die Byzanzpolitik seines Vorgängers im Rahmen seiner weit begrenzteren Möglichkeiten fort. Ihm waren vor allem durch das Gegenkönigtum Ottos von Braunschweig enge Grenzen gezogen. Doch als es seinem Schwager Alexios, dem Sohn des geblendeten Isaak, gelang, aus dem Gewahrsam des Usurpators zu entkommen und sich, nach einer ergebnislosen Begegnung mit Papst Innozenz III., an den Hof des Staufers zu begeben, bewog Philipp den Führer des neuen Kreuzfahrerheeres, Bonifaz von Montferrat, zu dem Versprechen, mit Hilfe der Kreuzfahrer den jungen Alexios als Kaiser nach Konstantinopel zu führen. Diese Zusage stimmte mit den Interessen der übrigen beteiligten Mächte, vor allem Venedigs, überein. Über die Erbansprüche Philipps, die sich nach dem Untergang der Angeloi ergaben, gingen die Führer des 4. Kreuzzuges mit der Errichtung ihres kurzlebigen lateinischen Kaiserreiches von Konstantinopel hinweg.

Friedrich II. von Hohenstaufen wurde durch seine Auseinandersetzung mit dem Papsttum, das die Schutzherrschaft über das lateinische Kaisertum übernahm, zwangsläufig zum Gegner jener schwächlichen Gründung und zum natürlichen Verbündeten des sehr bald zur Großmacht aufsteigenden byzantinischen Nachfolgestaates von Nikäa. Ein vorübergehender Wandel dieser Einstellung während der Regierung seines Schwiegervaters Johann von Brienne in Konstantinopel blieb Episode. Zu einem engen Bündnis wurde das Verhältnis nach 1238 durch Friedrichs II.

Ringen mit Papst Gregor IX. Johannes Dukas Vatatzes (1222 bis 1254) bewog Friedrich, gegen den Herrn des immer mehr dahinsiechenden lateinischen Kaiserreiches eine drohende Haltung einzunehmen, die Häfen seines Herrschaftsbereiches für den Schiffsverkehr mit Konstantinopel zu schließen und den Hilfstruppen aus dem Westen den Durchzug nach Venedig und damit den Weg nach dem Lateinerreich zu sperren. Das Bündnis wurde schließlich durch die Ehe der jugendlichen Tochter Friedrichs, Konstanze, mit Johannes Vatatzes besiegelt.

Nach Friedrichs II. Tod trat bereits unter Konrad IV. eine Entfremdung zwischen dem aufstrebenden Reich von Nikäa und den Staufern ein. Friedrichs Sohn Manfred kehrte dann als Herr Siziliens zur früheren antigriechischen Politik der Vorgänger seines Vaters zurück. Im Stil der normannischen Eroberungszüge griff er nach Korfu und der epirotischen Küste hinüber. Dort verbündete er sich mit dem Rivalen der Herrscher von Nikäa, dem Despoten Michael II. von Epirus, dessen Tochter Helena er heiratete, und mit Wilhelm II. von Villehardouin, dem Fürsten des fränkischen Achaja, der mit einer anderen Tochter des Epiroten verheiratet war. Die militärische Macht dieser bedeutenden, für das Reich von Nikäa bedrohlichen Koalition wurde von den Truppen des neuen Kaisers Michael VIII. Paläologos (1259 bis 1282) in der Schlacht von Pelagonia (1259) zerschlagen.

Manfreds Hilfe rettete das Reich von Epirus vor dem Untergang. In der Folge vermochte Manfred seine Macht auf dem griechisch-illyrischen Festland zu befestigen und sogar zu erweitern. Im Jahre 1264 versuchte er, durch eine Intrige in den Besitz Konstantinopels, wo seit 1261 der Paläologe residierte, zu gelangen. Das Komplott mißlang. Bald danach machte der Zugriff Karls von Anjou den Angriffsplänen Manfreds gegen Michael VIII. ein Ende. Mit der Schlacht von Benevent (12. Februar 1266) und dem Untergang Manfreds findet die Byzanzpolitik der Staufer ihren Abschluß, aber nicht ihr Ende: ihr Erbe übernahm der Anjou, denn die Episode des unglücklichen Konradin hatte mit byzantinischer Politik nichts mehr zu tun.



*Wilhelm Koblhaas*

## DAS KAISERRECHT VON MELFI

*als Grundlage des modernen Staates*

Vom Schauplatz unserer Betrachtung weiß noch Baedekers letzte Ausgabe vor dem zweiten Weltkrieg nur dies Wenige zu sagen:

„Melfi, Stadt von 13 600 Einwohnern, Mittelpunkt eines ausgedehnten Wein- und Ölhandels, auf einem halbzerstörten Seitenkrater des Monte Vulture nach den Erdbeben von 1851 und 1930 zum Teil neu aufgebaut; die Burg der normannischen Herrscher, 1271–1280 gänzlich erneuert, ist in ein Schloß der Fürsten Doria umgestaltet, auch die herrliche Kathedrale von 1155 seit 1851 ganz modernisiert . . .“

Also nichts, was sonderlich reizen könnte, und so hat der unermüdliche Gregorovius den Ort keines Umwegs, nicht einmal einer Erwähnung in seinen „Wanderfahrten durch Italien“ wert gefunden. Bis zum Ausbau der Autostraßen blieb das Provinznest in seiner Höhe von 530 m über den Meeren nur über eine jener unerträglich gewundenen Nebenbahnen von Foggia her durch nicht weniger als elf Tunells an Ascoli Satriano, dem „Ausculum“ des Pyrrhussieges, vorbei mit einer Außenwelt verbunden, die kaum von ihm Notiz nahm. Das Erdbeben, das mit der Stadt von einst nahezu jede Spur ihrer Vergangenheit wegwischte, scheint symbolisch für das herrscherliche Streben, das hier Form und höchsten Ausdruck gefunden hatte und nach glanzvoller Erhebung so jäh verlosch.

Man könnte sich versucht fühlen, die Datierung der Dekrete, die sich mit dem Namen dieses Ursprungsorts zu geradezu programmatischer Bedeutung verbanden, mit einer Pedanterie der kaiserlichen Kanzlei zu erklären, etwa daß Friedrich II. auf dieser Reisestation seines ewig wandernden Hofstaates eben hier seine Unterschrift gegeben habe, – vielleicht, weil ihn seine nie allzu robuste Gesundheit dazu zwang. Solche Vermutungen gehen fehl, denn die mittelalterlichen Bedingtheiten lassen die Lage des Platzes, fast haargenau auf der Mitte der Luftlinie von Neapel nach Bari, anders sehen: im Jahr 1059 hat hier sogar ein Konzil getagt, und wenn es gewiß nicht aus aller Welt be-

◀ Büste von Barletta, heute als Plastik Friedrich II. (1194–1250) anerkannt.

schickt und beachtet war, so wirkte es sich doch bestimmender auf die künftige Machtgruppierung der Halbinsel aus; denn hier hat damals Papst Nikolaus II. den Normannen Robert Guiscard mit Apulien und Calabrien belehnt und so den Grund für die Staatsschöpfung geschaffen, auf der später der Hohenstaufe so kühn weiterbaute.

Wie im nahen Lagopesole noch ein Stauferkastell mit allerlei anmutigen Kapitellen, ja sogar einem echten deutschen Bergfried erhalten ist, mag auch das zu Melfi ausgestaltet gewesen sein; ausgedehnte Wälder um den Vulture, den „Berg der Geier“, der sich mit seinen 1300 m weithin sichtbar zwischen Campanien und Apulien erhebt und dessen Krater noch dichter als der Monte Cavo des Albanergebirges überwachsen ist, haben dem Kaiser und seinem Sohn Manfred als Jagdgebiet gedient. Nur wenige Meilen von hier, zu Lavello, ist sein Erbe Konrad IV. auf seinem Italienzug dem Fieber erlegen, noch bevor ihm vergönnt war, aus dem großen Schatten des Vaters zu eigener Persönlichkeit hervorzutreten. Melfi selbst war einer der Stapelplätze des Südreichs, Etappe für die Geleitzüge, Kommissionen und Kuriere, die hier Rast und Relais, Werkstätten und Vorräte aus dem vom alten Vulkan fruchtbar gemachten Boden fanden.

Vollends bei der Suche nach Geist und Sinn des hier verkündeten Gesetzgebungswerks weitet sich die heutige Kleinwelt um dies fast vergessene Städtchen zur Unendlichkeit einer Danteschen Vision: kein Geringerer als der Florentiner krönt sein dichterisches Weltgebäude mit der Idee der vollendeten Monarchie, vor allem im 20. Gesang des „Paradieses“ im Sinnbild des Adlers, der das Wesen der untadeligsten Herrscher der Vorwelt vereint; für ihn ist es noch die mittelalterliche Begriffswelt, deren Summe in den zu Melfi zusammengefaßten 70 Konstitutionen Friedrichs II. ihren Ausdruck fand. Doch von hier, und durch ihn selbst öffnete sich der Weg zu einem neuen Denken in unbegrenzten Weiten, in die sich zuvor niemand gewagt hatte. Ein zuvor nie vernommener, für Freund und Feind wahrhaft „unerhörter“ Ton klingt aus der Vorrede, einer großartigen Rechtfertigung, durch Ableitung der kaiserlichen Berufung unmittelbar von Gott. Als regelrechte Kosmologie, als Beschreibung der Weltordnung, setzt sie bei Adam als der irdischen Verkörperung des Schöpferwillens ein: die göttliche Voraussicht hat dem ersten Menschen als vom Himmel gespendete Gnade den Auftrag der Justitia, des Rechts und seiner Behütung verliehen. Von ihm ausgehend ist die Welt eine Staatseinheit mit dem Kaiser als von Gott bestimmtem



Oberhaupt. Daß der erste Mensch seines Amtes verlustig ging, beruht nicht, wie nach kirchlicher Lehre, auf der Erbsünde, sondern darauf, daß er ein gesetzliches Verbot übertrat und so gegen die Justitia verstieß. Der Kaiser aber ist, frei von Schuld, berufen, als Heilsbringer die in Vergessenheit geratene Ordnung neu zu schaffen.

Dieser uns vermessen scheinende Gedankenbau gründet sich in den Augen des Mittelalters zugleich auf die Stellung der oströmischen Kaiser (bevor diese als Schismatiker verworfen wurden) als Erben der Caesaren, und, auf diese zurückgehend, auf das Vorbild des weltbeherrschenden Augustus. Auf ihn nimmt das Prooemium, diese majestätische Einführung, vor allem Bezug; nach ihm wird das Gesamtwerk als „*liber augustalis*“ bezeichnet. Wie Augustus der Welt die einzige „*aera aurea*“, das goldene Zeitalter eines allgemeinen Friedens, geschenkt habe, komme es jetzt dem Kaiser zu, Pax und Justitia aufs neue durchzusetzen.

Dieser messianische Anspruch, der den Kaiser geradezu in die Nähe des Gottessohnes selbst erhebt, muß keineswegs als lästerliche Anmaßung gedeutet werden: er findet sich in dem Gedanken Augustins, „daß die wahre Justitia nur in dem Staate sei, dessen Gründer und Lenker der Christ ist“. So hat zumal der oströmische Justinian sein Amt gesehen, auf dem Friedrich II. bewußt weiterbaut.

Zur Providentia und Justitia als Quellen seiner Berufung tritt nun die dritte und erstaunlichste, die Necessitas: die kaiserliche Ordnung muß sein, da sonst die Welt aus den Fugen ginge!

Über die nüchterne Zweckmäßigkeit hinaus fühlt man hier etwas von der uralten Macht, die, sei es als Moira, in der Dichtung Carl Spittellers als „Anangke“, als Trias der Parzen oder Nornen webend mit ihrem Zwang sogar über den Göttern von einst steht. Sie wird nun zu der nicht weniger unerbittlichen Logik umgedeutet: in der Notwendigkeit des Vernünftigen ist alles Recht begründet: So gilt beispielsweise die Ehe nicht nur als Sakrament, das in schlichtem Glauben hingenommen wird, sondern als Einrichtung der Ordnung; nur dies Beispiel mag zeigen, wie im ewigen Konflikt zwischen Dogma und Ratio ein Weg betreten wird, auf dem es kein Innehalten, sondern nur Kampf geben konnte.

Wie bei so vielen Zügen seines rätselvollen Wesens ist es schwer zu ergründen, warum Friedrich gerade in dem Augenblick, als er sich in größter Nachgiebigkeit mit dem Papst verständigt

hatte, ein Werk aufgriff, das so mächtig an den alten Streit um die beiden Schwerter der geistlichen und weltlichen Gewalt rührte. Es wäre denkbar, daß der Kaiser in jeder Versöhnung doch nur einen Waffenstillstand und ein Atemholen gesehen hat, und manch bittere Erfahrung gab ihm darin recht; doch von seinen Gegnern mußte es als Falschheit und Verstellung gedeutet werden, daß er nach seiner Unterwerfung unter den geistlichen Oberhirten alsbald die göttliche Verleihung seines Richteramtes proklamierte und so den Machtkampf auf ein neues Feld schob.

Der von Ernst Kantorowicz in einem hymnisch beschwingten Lebensbild vertretenen Deutung, Friedrich habe den Impuls zu jener kaiserlichen Verkündung unter dem mächtigen Eindruck seiner Krönung zu Jerusalem als König eines – sehr imaginär gewordenen – Reiches empfangen, tritt ein Forscher vom Rang Johannes Hallers kritisch entgegen. Ihm ist schon darum beizupflichten, weil die gesetzgeberischen Vorarbeiten für das Werk von Melfi bereits weit früher, gewissermaßen im Wettlauf mit gleichartigen Vorbereitungen der Kurie für deren Sammlung päpstlicher Dekretalien, in Gang gekommen und in verschiedenen unverkennbaren Maßnahmen deutlich geworden waren. Man fragt sich, ob Friedrich mit dieser großen Neuordnung immer auf dem Boden der Gegebenheiten blieb: Mit den menschlichen wie den finanziellen Mitteln, mit denen er seine Herrschaft angetreten hatte, war die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, nicht zu lösen. So war er schon lange vor der Verkündung der Gesetze von Melfi am Werk, sich das geeignete Instrument für deren Verwirklichung zu schaffen. Auch dabei stieß er alsbald auf die klerikale Praerogative, unter deren Einfluß die Fakultät zu Bologna geradezu ein Monopol juristischer Lehrmeinung ausübte. Um die Wissenschaft aus dieser Abhängigkeit von der Kurie zu lösen, die so weit ging, daß noch im Jahr 1219 der Universität Paris durch Papst Honorius III. die Berechtigung zu juristischen Vorlesungen entzogen wurde, gründete Friedrich im Jahr 1224 zu Neapel auf seinem eigenen Hoheitsgebiet die erste Staatsuniversität, der zugleich ein besonders fortschrittliches Statut für deren Scholaren verliehen wurde; erst auf ihren Spuren machte sich auch Paris mit dem Collegium Sorbonnicum von der früheren Bevormundung frei.

Es liegt nahe, daß der Nachwuchs an Beamten, den der Kaiser für seine Reformen brauchte, an der neuen Bildungsstätte nicht in der erwünschten Geschwindigkeit herangezogen werden konnte. Ein Behördenstaat, wie er ihm vorschwebte, ließ sich

nicht aus dem Boden stampfen. Zahlreicher fanden sich die Voraussetzungen zweifellos in Sizilien, noch von der vorbildlichen Verwaltung der Normannenkönige her. Die Huld des Kaisers, der bei tüchtigen Dienern nicht nach Stand und Herkunft fragte, und die Machtfülle, die er ihnen als „unsres Wissens Mitwissern“ verhiess, zog die Könner an, ohne die das große Kodifikationswerk von Melfi und dessen rasche Verwirklichung nicht zu denken wären.

Wie alle großen Gesetzgeber von Moses bis Mohammed kann auch der menschenverachtende Staufer keinen Augenblick daran gedacht haben, durchweg nur tugendreine Diener zu finden und durch sie seine Untertanen binnen weniger Jahre bessern zu können. Die Härte des mittelalterlichen Lebens, die sich in der Selbstverständlichkeit grausamer Strafen ausdrückte, verlangte in seinen Augen den Druck, um die Regierten in die neue Ordnung zu zwingen, zumal in einem Lande, wo Gruppen verschiedenster Herkunft und Bekenntnisse mit allen Vorurteilen und Feindschaften dicht beisammenwohnten.

So rechtfertigt sich die Fiktion der Vertretung der kaiserlichen Person durch seinen Beamten und die Übertragung der vom Herrscher in Anspruch genommenen Unfehlbarkeit auf diese Bürokratie aus der Begnadung des Auswählenden und Prüfenden, gewissermaßen nach dem trivialen Satz, daß, wem Gott ein Amt gebe, auch der Verstand verliehen sei. Ebenso geht das vielzitierte Wort vom „beschränkten Untertanenverstand“, cum grano salis, von der besonderen Stellung aus, die dem Beamten kraft dieser Erwählung und, unter einer so wenig der Schrift vertrauten Bevölkerung, auf Grund seiner gehobenen Ausbildung und gar der besonderen Berufssprache zugefallen war. Aus der wachsenden Bedeutung des Lateinischen, einer wesentlichen Folge der Kodifikation von Melfi, die sich auch auf die Gebiete nördlich der Alpen übertrug, ergab sich die Ausdehnung des „Laien“-Begriffs, wie zuvor als Gegensatz zu den Geistlichen, so auch im Verhältnis der Ungelehrten zur Juristenzunft.

Überlegenheitsgefühl von der einen, Abstand und geheime Ablehnung von der anderen Seite wirkten mit, daß die Gesetzgebung, die ihr Schöpfer seinen Untertanen als Segnung zuteil werden lassen wollte, nicht durchaus in seinem Sinne ausschlug. Die knappe Spanne der dem Kaiser noch zugemessenen Lebensdauer und die Wirren, in die gerade Sizilien mit dem Fall seiner Nachfolger gestürzt wurde, hatten daran einen unvorhersehbaren Anteil. Es war Friedrich II. nicht vergönnt, den modernen

Staat zu verwirklichen; aber was er weitblickend vorausdachte, hat er zäh gegen alle die Anfeindungen verfochten, die sich seit der Verkündung seiner Konstitutionen gegen ihn erhoben.

\*

Besäßen wir von Friedrich II. deutlichere Bilder als die seiner Münzen, aus denen wiederum die gewollte Gleichsetzung mit dem Divus Augustus spricht, so könnte doch keines die Vorstellung von seiner ganzen Persönlichkeit so greifbar einprägen wie jene stolze Aufzählung seiner Titel, mit denen er seine Verordnungen eröffnet: „Imperator, erhabenster Caesar der Römer, Herr über Italien, Sizilien, Jerusalem und das Arelat“, dazu: „felix, victor, triumphans“ als Attribute der kaiserlichen Stellung. Er nennt das deutsche Königtum nicht, das er, obwohl Nachfahr großer Kaiser, nicht wie die anderen Würden zu eigen, sondern nur durch Wahl der Landesfürsten erhalten hat. Aber als der kraft göttlicher Gewalt bestellte Gerichtsherr sah er sich auch ferner an, wenn er Landfrieden gebot und einen „Justitarius unsrer Curia“ für die oberste Rechtsprechung bestellte, die sich im Reichshofgericht so lange erhielt. Noch immer genügte der kaiserliche Name, um auch die deutsche Rechtsentwicklung der folgenden Jahrhunderte mit den Gedanken seiner Gesetzgebung zu erfüllen. Nur die politische Zerrissenheit, die er in Deutschland vorgefunden hatte, konnte er nicht beseitigen, wenn er seine Kraft nicht aufreiben wollte, deren Schwerpunkt für ihn im Süden lag, wo er selbst der von Gott eingesetzte Herr war und in eigener und alleiniger Verantwortung handeln konnte. Es ist ihm selbst dort nicht leichtgeworden, durchzusetzen, was seinem hochgemuten Denken vorschwebte:

„Nicht mag die Nachwelt glauben, Wir hätten dies Gesetzesbuch zusammengetragen, um unserm Ruhm zu dienen – sondern um das Unrecht früherer Zeiten zu tilgen, in denen des Rechtes Zunge verstummt war.“

– „Zusammengetragen“ ist, aus dem Munde des Kaisers selbst, das kennzeichnende Wort für das, was hier geschehen war: weniger rechtschöpfend als – bewahrend, überflüssig Gewordenes ausscheidend und Mißbräuchliches bessernd. Denn nur in der frommen Sage werden dem Propheten die Gesetzestafeln vom Himmel verliehen und entspringt der schöpferische Gedanke als Pallas dem Haupte des Zeus. So galt die mühselige Arbeit der Kommissionen zu Melfi nicht so sehr dem Ersinnen neuer Daseinsregeln, als dem Sichten, Prüfen und Neuordnen der vor-

handenen, die sich gerade in Sizilien aus den verschiedensten historischen Einflüssen unüberschaubar gehäuft hatten. Straffe Autoritätsbegriffe der Normannenherrschaft waren durch kirchliche Privilegien durchbrochen, neben den Resten altrömischer Satzung fanden sich Neuerungen der sarazenischen Besiedlung, – etwa auf dem Gebiet der Gesundheitspflege, auf dem nun die neue Gesetzgebung neben festen Richtlinien für die Honorierung der Ärzte (wie auch der jetzt immer weniger entbehrlichen Anwälte) die Voraussetzungen der Berufsausübung durch bestimmte Ausbildungs- und Prüfungsvorschriften regelte.

Über dem allem steht nun, wie im kleinen so im großen, der vom Herrscher verkörperte Staat als Kün­der und Beschützer des Rechts. Wer sich dagegen auflehnt, begeht Majestätsbeleidigung – wie in revolutionären Diktaturen unsrer Tage nicht allein der politische Widerstand, sondern auch jede kriminelle Betätigung schlechthin als „Gegenrevolution“ geahndet werden kann. Diese Omnipotenz des Staates bringt die radikale Neuerung, das „Of­fizialprinzip“, mit sich, nach dem nun nicht mehr – wie besonders nach alter deutscher Rechtsauffassung – der Verletzte Sühne zu fordern hat (und „wo kein Kläger, kein Richter“ ist), sondern der Staat selbst für sein gekränktes Recht Vergeltung sucht. Hier kündigt sich der Staatsanwalt als öffentlicher Kläger an – nur von der Besserungstheorie unseres Jahrhunderts ist man noch weit entfernt.

Wo der Herrscher so dem einzelnen die Rechtsverfolgung abnimmt, kommt es ihm auch zu, für die allgemeine Sicherheit einzustehen. Hier tritt am deutlichsten der höhere Sinn dieser Gesetzgebung zutage: wie er in Deutschland zwar die territoriale Macht ganz den Fürsten überlassen hat, doch als kaiserlicher Richter immer wieder den Gedanken des Landfriedens mit all seiner Autorität vertritt, sucht Friedrich die in Italien üblichen Geschlechterfehden und die Blutrache durch ein Gebot zu unterbinden, das außer seinen Beamten jedermann das Führen von Waffen untersagt. Folgerichtig kehrt sich das neue Recht damit auch vom bisher geübten Brauch ab, Entscheidungen über Recht oder Unrecht durch „Gottesgerichte“ zu suchen. Der so fortschrittlich anmutende Gedanke, daß das Recht nicht von der stärkeren Kraft und dem geübteren Arm im Zweikampf abhängig sein dürfe, entspricht einem schon weithin gegen Feuerproben und ähnliche Behelfe aufgestauten Mißtrauen, ohne das Gottfried von Straßburg bei Isoldens fragwürdigem Reinigungsbeweis schwerlich die mutige Kritik hätte wagen dürfen: „Hier

zeigt sich, daß der heilige Christ windschaffen wie ein Ärmel ist . . .“ Doch kirchliche Übung und alter Aberglaube waren nicht bereit, leichten Kaufs alle Neuerungen hinzunehmen, mit denen der Kaiser, wie ihm schon damals vorgehalten wurde, als „Verwandler der Zeit“ auftrat.

\*

Berührten schon diese gesunden fortschrittlichen Neuerungen, vor allem aber die aus dem ganzen Gesetzeswerk sprechende Berufung auf eine von Gott verliehene höchste Autorität bedenklich die Sphäre geistlicher Grundsätze, so griff die zu Melfi verkündete Gleichstellung der Bekenntnisse noch tiefer in den von der Kirche vertretenen Allein-Anspruch ein. So sehr lebte man in einer Zeit, die bei jeder Seuche die Schuld bei den jüdischen Gottesmördern rächen wollte, und wo in den Kreuzzügen jede Stadteroberung zum Massaker unter den „Ungläubigen“ führte – die nach dem Sinn des Wortes ebenso wie die Anhänger der Ostkirche immer zugleich auch „die Ungetreuen“, mithin Abtrünnigen gleichzusetzen waren —. Wenn der Kaiser, um seine Loyalität als Sohn der Kirche zu beweisen, die in deren Schoß aufkommenden Irrlehren unerbittlich mit dem weltlichen Arm als Ketzerei verfolgte, so reichte das in den Augen des ohnehin argwöhnischen Papstes nicht aus. Ebenso wenig verstand die breite Öffentlichkeit der katholischen Welt das besondere Problem des sizilischen Reichs: die Notwendigkeit des Zusammenlebens von Christen und Mohammedanern und damit auch der Duldung der zahlreichen jüdischen Niederlassungen. So wurde Friedrich, der sich betont über diese Vorurteile hinwegsetzte, zum „Antichrist“ schlechthin, sobald der Endkampf zwischen Kaiser und Papst auf Tod und Leben entbrennen mußte.

Schon bei seiner ersten Rückkehr aus Deutschland im Jahr 1220 hatte er in seinem Königreich alle seit dreißig Jahren, mithin seit dem Tode seines Vaters, erteilten Schenkungen, Verleihungen und Besitzbestätigungen widerrufen – so wie 500 Jahre später in Schweden Karl XI. für die Krone zurücknahm, was unter der Herrschaft der Christine verschleudert worden war. Die weitere Untersagung von Schenkungen an Kirchen, Klöster und geistliche Ritterorden rührte nun an ein in der ganzen Christenheit wachgewordenes Unbehagen: mit gutem Grund hatte die von Franz von Assisi vorgelebte Armut so starke Nachahmung, die Gründung der Bettelorden so mächtigen Zulauf gefunden: das Recht der Kirche auf irdischen Besitz blieb, wie hundert Jahre später in der Frage von Occams: „ob die Apostel Eigen-

tum besessen hätten?“, ein Streitpunkt, der nicht mehr zur Ruhe kam. Nun zeigten auch die „Konstitutionen“, nach denen Geistliche als Besitzer von Erb- und Lehngütern gleich Laien besteuert und vor Gericht gezogen werden könnten, wie im Kreis um den Kaiser über klerikale Vorrechte gedacht wurde. Seine Satzung, die sich ohne Anerkennung einer anderen höchsten Autorität unmittelbar von Gott ableitete, war mit allem, was die Päpste in heißen Kämpfen verfochten hatten, unvereinbar.

Obwohl mit einer neuen Auseinandersetzung zu rechnen war, suchten beide Parteien Zeit zu gewinnen, während deren sich ein weiterer wesentlichster Teil der Gesetzgebung von Melfi auswirken sollte: das Bemühen, durch Besteuerung des Grundbesitzes und durch Erhebung von Monopolabgaben auf wichtigste Handelsgüter wie Salz und Seide dem Geldmangel abzuhelpfen, der wegen des Bedarfs der neuen Verwaltung und der kaiserlichen Heereszüge angesichts der in der ganzen Zeit liegenden Knappheit an Zahlungsmitteln oft genug die politischen Entscheidungen lähmte. Doch der plötzliche Eingriff in die Gewerbefreiheit und die Abschöpfung der Gewinne konnten gerade in Friedrichs sizilischem Machtzentrum nicht ohne störende Auswirkung bleiben – unabhängig von der Frage, ob seine Beamten in dem reichen Lande, das seit den Tagen des Verres die Ausbeutung gelockt hatte, durchweg mit reinen Händen zu Werke gingen oder ob die Härte der Beitreibung ihrem Herrn mehr zum Schaden als zum Nutzen ausschlug.

\*

So umsichtig Friedrich die Züge seines politischen Spiels abschätzte, hier eine Position opfernd und wieder den Augenblick des Vorstoßens berechnend, so ist doch neben der Unrast des Amtes, die seit Karl dem Großen jeden der mittelalterlichen Kaiser von Land zu Land trieb, gerade bei ihm die Ungeduld des Weltumstürzers fühlbar, der sein großes Werk nicht rasch genug vollendet sehen kann. Eben dessen Größe, die Neuheit seiner Grundidee, bedingte ein Reifen, eine Durchdringung des Beamtentums mit diesem Geist und nicht minder die Verankerung seiner Staatsidee in der Masse der Regierten. Beides ließ sich nicht von heute auf morgen erreichen – und Friedrich konnte nicht warten.

Der jähe Einschnitt in die sizilischen Handelsfreiheiten, die rigoreuse Anwendung des neuen Abgabensystems wurden im reichen Kernland seiner Macht als ruinös empfunden, und bald weckten

wirtschaftliche Rückschläge Unzufriedenheit und Empörung, die nun wiederum nach dem Grundsatz der überragenden Herrschergewalt als Majestätsverbrechen gestraft wurden. Das Mittel, das seine Macht festigen sollte, hat sie in der ersten Auswirkung nur noch mehr erschüttert.

Man darf zweifeln, ob Friedrich, der so vielen Problemen aufgeschlossene Geist und kalte politische Rechner, wirklich auch wirtschaftlich zu denken vermochte, sich in seinem Sendungsglauben überhaupt darum bemüht hat; weit eher muß seinem ganzen stolzen Wesen eben das Kaufmännische als stärkster Charakterzug seiner lombardischen Hauptfeinde zutiefst zuwider gewesen sein. So beharrte er unnachgiebig auf den Reformen, die von denen, zu deren Schutz sie gedacht waren, zuvörderst als unerträgliche Beeinträchtigung empfunden wurden. Bei der Überlieferung, daß der Kanzler Petrus von Vinea zur Milde rung zugeredet und einzelne Maßnahmen selbst gelockert habe, erhebt sich bereits jene ungelöste Frage, ob der Mann, der „die Schlüssel zum Herzen Friedrichs in Händen hielt“ (Inferno XVI), wirklich als Judas Verrat gesponnen oder nur als weitschauender Berater auf Sicherungen gegen das nachtwandlerische Schreiten seines Herrn über den zu schmalen Grat bedacht sein wollte. Für Friedrichs selbtherrliche Denkweise bedeutete bereits ein Zweifeln Treulosigkeit. Wir werden bei diesem düsteren Höhepunkt des Stauferdramas über das „non liquet“, das C. F. Meyer in einer seiner großartigsten Szenen dem richtenden Dante in den Mund legt, nicht hinauskommen.

Tasten wir uns aus jenen verdunkelten letzten Jahren eines großen Herrscherlebens zurück in die Stunde, als er in der Sicherheit seines Machtgefühls von Melfi aus dies Statut verkündete, so finden wir bereits hier diesen Pier della Vigna als kaiserlichen Protonotar mitbeteiligt, – ja, er wird, wie Tribonian bei Justinians Corpus iuris, geradezu als der Sammler und Herausgeber dieser Konstitutionen angesehen. Bei all seiner unentbehrlichen Vielseitigkeit könnte er indessen doch mehr nur dem Ganzen den letzten Schliff seines berühmten Kanzlei-Stils gegeben haben, während die fachliche Einzelarbeit, das Zusammentragen, Prüfen und Aussondern der vielfältigen Gesetzesmaterialien und die Verhandlungsleitung im Sonderausschuß der Rechtskundigen offenbar bei dessen Vorsitzenden lag, denn diesen, Jacopo, Erzbischof von Capua, greift Gregor IX. namentlich mit an, als er den Kaiser als einen „persecutor et obrutor publicae liber-



tatis“, einen Verfolger und Erschütterer der allgemeinen Freiheit mahnt, von seinem Vorhaben abzustehen.

Es wäre reizvoll – und ist gewiß nicht von der Hand zu weisen, – sich Friedrich selbst als Teilnehmer und gar als Leiter der Beratungen zu denken, gleich Napoleon, der bei den Beratungen des Code Civil mit einem vereinfachenden Worte der Erleuchtung den wesentlichsten Punkt herausgriff und das Wenn und Aber der Fachleute abschnitt. Der Piloty-Schule des vorigen Jahrhunderts hätte es als Vorwurf zu einem buntbelebten Historienbild dienen können, – eines dieser Art, von A. Ramberg, findet sich im Maximilianeum –, wie der Kaiser in der Pause zwischen Empfang einer Gesandtschaft und dem Aufbruch zur Jagd hier Platz nimmt, den zahmen Jagdgeparden bei Fuß, vor einem von sarazenischen Leibwächtern und ungeduldigen Falknern belebten Hintergrund . . . warum nicht? Denn auch wer dem Einbeziehen der Phantasie in geschichtliche Untersuchungen mit nüchternster Ablehnung gegenübersteht, kann sich dem Eindruck nicht verschließen, wie sich in den Sendschreiben Papst Gregors IX. das ganz persönliche Bild des hitzigen Pontifex abzeichnet. Lange bevor er zur letzten Waffe des Bannstrahls greift, zittert in seinen Formulierungen schon die Wut der späteren furchtbaren Verfluchungen, die seine Nachfolger gegen das gehaßte Kaiserhaus schleudern. Sie steigert sich noch über das Diesseits hinaus zu jener Grabschrift zu San Gennaro in Neapel, wo sich Innocenz IV. rühmt, daß er „jene Natter, Friedrich von Hohenstaufen, den Feind Christi“ zertreten habe, und zu der Maßlosigkeit, mit der dann Bonifaz VIII. seinen Herrschaftsanspruch gegen Philipp den Schönen von Frankreich und dessen Kronjuristen zu verteidigen sucht.

Der Geist Friedrichs II. steht nun in der Staatslehre dieser französischen Legisten gegen den Oberhirten der Christenheit auf, der im blinden Eifern keinen Blick mehr dafür hat, wie er die ihm anvertraute Herde zerreißt. Mit einem kecken Handstreich stürzen sie den Papst an seinem Sitz zu Anagni von der Höhe seines Selbstgefühls in eine Demütigung, wie sie kein Kaiser deutschen Geblüts jemals dem Staathalter Petri zuzufügen gewagt hatte, und nur hundert Jahre nach der Proklamation von Melfi weist Dante diesem Papst kühn einen Platz in der Hölle zu!

Das Papsttum, das mit Bonifaz VIII. niederbrach und auf Jahrzehnte in der avignonesischen Abhängigkeit verkümmerte, war schon bei seinem Scheintriumph über die Staufer zu diesem Sturz verurteilt: der Aufstand der Geister in der Zeitenwende, bei der

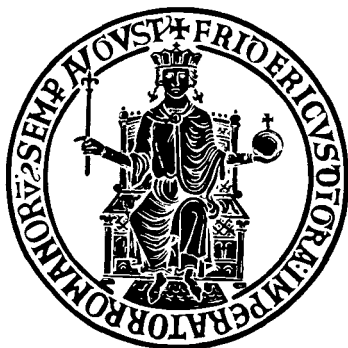
nicht zuletzt die Berührung mit dem Morgenland durch die Kreuzzüge und auch hier vornehmlich die Rolle Friedrichs II. als des mächtigen Katalysators dieser Einflüsse mitsprach, hatte schon die großen Neugestalter kirchlichen Denkens, Franz von Assisi und Thomas von Aquino mit ihren Nachfolgern, ihren Weg ohne die Schlüssel Petri finden lassen. Wie die Dichtkunst in schnellem Lauf zu überraschenden Höhen, die Wissenschaft zu helleren Erkenntnissen, die Philosophie zu neuen Zweifeln gelangte, wollte jetzt die Frage nach der Sinngebung der irdischen Ordnung nicht mehr verstummen. Auch die vielgenannte britische Magna Charta war erst ein Anfang. Unverkennbar durch das Werk Friedrichs II. bestimmt, sehen wir eine neue Rechtsgestaltung der Könige von Kastilien, als „Siete Partidas“ sogar in ihren sieben Teilen den 70 von Melfi nachgebildet, im Trecento durch den Bischof Raimundus Lullus, so wie in Italien durch Dante, seherisch fortgestaltet.

Es gehört mit zu den vielen schicksalhaften Unbegreiflichkeiten der staufischen Tragödie, daß zur selben Zeit, als der vielbewunderte Kaiser des Südreichs dort den Rechtsanspruch der Imperatoren neu belebte, auch das bisher durch Überlieferung weitergegebene alte deutsche Volksrecht seine erste schriftliche Form fand: auf ein „Mühlhausener Rechtsbuch“ folgte der „Sachsenspiegel“ des Eike von Repgow und bald darauf auch ein „Schwaben-“, „Franken-“ und „Deutschenspiegel“. Während ihre Grundsätze durch die deutschen Stadtrechte, zumal Magdeburgs und Lübecks, weit nach dem Osten vorgetragen wurden, förderten die Landesherren das Eindringen der durch Friedrich gestrafften Herrscher Gesetze und mit ihnen deren Praktizierung durch gelehrte Richter; der junge Goethe, der noch selbst über das alte Sachsenrecht zu disputieren hatte, hat den Vorgang in einer Szene des „Goetz“ festgehalten. Die Enttäuschung des mystischen deutschen Kaiserglaubens und den Zwiespalt zwischen den Anhängern alten Volksrechts und dem Schreiberwesen unter Friedrich II. hat Gustav Freytag mit einer – trotz der getragenen Redeweise – höchst eindrucksvollen Charakteristik des Kaisers in einem Teilroman seiner „Ahnen“ („Die Brüder vom deutschen Hause“) verwoben. Wie die Legisten dem überlieferten deutschen Recht entgegenhielten, daß es in seiner altertümlichen Ausdrucksweise mißverständlich, „zweispältigen Verstandes“, sei, blieb das Schlagwort vom „artfremden römischen Recht“ bis auf unsere Tage im politischen Kampf lebendig, wo der ständige Fluß aller Dinge beim Verblassen des gottähnlichen

Staatsbegriffs wiederum den Ruf nach Mitwirkung der „Laien“ in der Rechtspflege neue Nahrung gab.

Es ist ein fast unlösbares Unterfangen, in den Rechtsordnungen aller Staaten den einzelnen Quellen nachzugehen, aus denen einst dieser oder jener Gedanke erflossen sein mag; ähnlich ergeht es jedem Versuch, aus dem Wesen des großen Staufers deuten zu wollen, was sich aus den vielfachen Blutströmen seiner Herkunft und aus den Ideen der damaligen Welt zusammenfand, um seine großartige Vision einer neuen Weltordnung mitzugestalten.

Wenn Jakob Burckhardt in seinen weltgeschichtlichen Betrachtungen die Grundlagen menschlichen Gemeinschaftslebens in den wechselseitigen Bedingtheiten von Religion, Kultur und Staat findet, so wirkt darin nicht zum Geringsten der Staatsbegriff nach, dem Friedrich II. in den Kämpfen seiner Zeit seinen Inhalt wiedergegeben hat.



Siegel Friedrich II. wie es heute noch von der Universität Neapel benützt wird.



Friedrich II. (1194—1250). (Miniatur aus dem Buch „De arte venandi cum avibus“).

KAISER FRIEDRICH II.  
IN SEINEN FRAGEN AN DIE NATUR

Kaum aufzuzählen sind die einzelnen Gebiete, auf denen der genialste Herrscher des Mittelalters Großes leistete. Wir sehen in Friedrich II. den Staatsmann, den Schöpfer des ersten straff organisierten Beamtenstaates, den Gesetzgeber der Konstitutionen von Melfi, den Gründer der ersten weltlichen Universität Neapel, den genialen Baumeister von Castel del Monte. Wir verehren in ihm den Menschen des weiten Horizonts, den Freund arabischer Philosophie, den Philologen, der sieben Sprachen schriftlich beherrschte, sich in neun verständigen konnte und der Begründer der italienischen Lyrik wurde. Vielleicht kennen wir ihn auch noch als den größten Falkner des Mittelalters, der die Jagd als eine Kunst betrachtete, und den deshalb keine andere Form des Jagens so faszinierte wie die, die sich des freiesten Wesens, des Vogels, bediente. Es war ein Symbol des kaiserlichen Willens, ein Tier aus der Freiheit der Lüfte kraft menschlichen Geistes zur Erde zurückzuzwingen.

Und dennoch: nirgends ist uns der Kaiser menschlich näher als dort, wo er — seiner Zeit um Jahrhunderte voraus — Fragen an die Natur richtete, wie wir sie im Zeitalter der Naturwissenschaften nicht objektiver und präziser stellen könnten. Es gibt kaum ein Gebiet der Naturwissenschaft, auf dem Friedrich nicht Probleme aufgezeigt hätte. Selbst nebensächliche Dinge behandelte er mit der geistigen Leidenschaft des Forschers, immer der Aufgabe bewußt, „die Dinge so darzulegen, wie sie sind“. Um eine Antwort auf seine Fragen zu finden, zog er fast alle zugängliche Literatur heran, er betont jedoch zugleich seine kritische Einstellung gegenüber aller Überlieferung. So schreibt er z. B. in seinem Buch „De arte venandi cum avibus“ (Die Kunst, mit Vögeln zu jagen): „Da wo es angezeigt war, sind wir dem Aristoteles gefolgt. In vielen Fällen aber ist er von der Wahrheit abgewichen. Deshalb folgen wir dem Fürsten der Philosophen nicht in allem. Gewißheit erhält man nicht durch das Ohr.“ Gerade dieser Satz zeigt uns, welchen Wert Friedrich der visuellen Beobachtung und damit auch dem Experiment zumaß — in einer Zeit, in der Versuch und Versuchung so nahe beieinanderlagen. Konnte er an seinem eigenen Hof von den Gelehrten

keine Auskunft bekommen, so schickte er Gesandtschaften mit Fragebogen vor allem zu arabischen Gelehrten, deren geistige Freiheit ihn faszinierte. Wollen wir uns im folgenden damit beschäftigen, die Fragen näher zu beleuchten, die Friedrich besonders bedeutungsvoll erschienen, so müssen wir aus der Fülle des Überlieferten, von Sagen und Legenden Umwobenen, das Echte herauschälen, soweit dies heute überhaupt noch möglich ist, müssen wir vor allem auf die eigenen Zeugnisse des Kaisers zurückgreifen.

Beunruhigen mußten alle Erscheinungen, die das wichtigste Sinnesorgan des Menschen, das Auge, täuschten. In einer Schrift des malekitischen Rechtsgelehrten Schihâb al Dîn Ahmed Ibn Idrîsi al Qarâfi (gestorben 1285) werden fünfzig Fragen aus der Optik behandelt. Ausdrücklich wird erwähnt, sieben schwierige Fragen habe Friedrich selbst gestellt. Drei dieser Fragen heißen (Zit. nach Wiedemann):

1. Warum sieht man Ruder, Lanzen und alle geraden Körper, von denen ein Teil in klares Wasser taucht, nach der Wasseroberfläche zu gekrümmt?

2. Warum sieht man den Stern Kanopus (alpha-Carinae) beim Aufgang größer als an seiner höchsten Stelle, obwohl im Süden sich keine Feuchtigkeit über den Wüsten findet, die bei der Sonne zur Erklärung dieser Erscheinung herangezogen wird?

3. Warum sieht der alternde, an Star erkrankte Mensch schwarze Fäden und Fliegen vor den Augen, obwohl sich nichts vor den Augen befindet und der Mensch bei vollem Verstand ist?

Wie man sieht, werden hier neben physikalischen auch physiologische Fragen angesprochen. Schon bei diesen relativ einfachen Problemen spürt man die Forderung nach sauberer und klarer Auskunft, ahnen wir etwas von jenem Skeptizismus, der den Kaiser seinen Zeitgenossen als Häretiker erscheinen ließ.

In verstärktem Maß gilt dies natürlich für astronomische Fragen, die im ptolemäischen Weltbild rasch in theologische Bereiche führen mußten. Bedenken wir ferner, daß selbst noch Kepler, fast 400 Jahre später, neben seinen astronomischen Forschungen Astrologie betrieb, so wundern wir uns nicht, daß am staufischen Hof eine ganze Anzahl Astrologen tätig war, die zu den abenteuerlichsten Gerüchten Anlaß gab. Angeblich soll Friedrich Florenz deshalb gemieden haben, weil ihm ein Astrologe unter diesem Namen den Ort seines Todes vorausgesagt habe – bis er zu spät erkannt habe, daß Fiorentino, sein eigenes Kastell, damit gemeint sei. Immerhin scheint den Kaiser sein gesunder

Skeptizismus auch gegenüber den Astrologen nicht verlassen zu haben, wenn sein Ausspruch echt ist, „die Sterne lügen nicht, wohl aber die Astrologen“. Von den Hofastrologen, die zugleich wissenschaftliche Berater waren, sind uns nur zwei Namen überliefert, obwohl sich viele der großen Geister der Zeit lieber am staufischen Hof als an den kirchlich kontrollierten Universitäten aufgehalten haben mögen. Die beiden überlieferten Namen sind die des Michael Scotus und des Magister Theodor. Michael Scotus kam von Schottland über Spanien nach Italien, trat 1227 in kaiserliche Dienste ein und verblieb hier bis zu seinem Tod 1236. Zu seinen wissenschaftlichen Leistungen zählt u. a. eine Übersetzung aristotelischer Schriften. Vor allem die aristotelische Zoologie ist durch ihn am Hofe bekanntgeworden. Ein besonders produktiver Geist dürfte er allerdings nicht gewesen sein. Dante nennt ihn einen „Meister des Hexenblendwerks und der Zauberei“ (Göttl. Komödie, Hölle, 20. Ges.). Sein Nachfolger als Hofastrologe wurde wahrscheinlich der Magister Theodor (gestorben 1250), der ebenfalls ein Aristoteleskenner gewesen sein dürfte. Welchen wissenschaftlichen Ruf der staufische Hof hatte, können wir auch an den Geschenken erkennen, die der Kaiser erhielt. Neben zahlreichen exotischen Tieren bekam Friedrich vom Sultan al Aschraf von Damaskus ein Zelt, in dem Sonne und Mond ihren Lauf vollführten und die Stunden von Tag und Nacht genau angaben — also ein Planetarium.

Zu den von der Astronomie über die Astrologie zur Theologie führenden Fragen gehören etwa die, wie die Erde über dem Abgrund befestigt sei, wie dieser unter der Erde stehe, ob es etwas anderes gebe als Luft und Wasser, das die Erde trage; wie viele Himmel es gebe, wie weit diese voneinander entfernt seien, wieviel der nächste jeweils größer sei als der vorhergehende; in welchem Gott sei, wie er auf seinem Thron sitze, wie er von Engeln begleitet sei, was diese täten. Unwillkürlich drängt sich einem der Gedanke auf, ob der Kaiser mit diesen Fragen das christliche Weltbild der damaligen Zeit ad absurdum führen wollte . . . Ähnliche Fragen waren vermutlich auch unter den sogenannten Sizilischen Fragen von 1232 enthalten, die durch die Antworten des arabischen Gelehrten Ibn Sabin aus Murcia bekanntgeworden sind. Hier heißt es u. a.: „Die himmlische Substanz teilt sich in neun Teile. Die irdische Substanz ist elementar oder zusammengesetzt. Die elementare weist vier Unterteilungen auf: das Feuer, die Luft, das Wasser und die Erde. Die zusammengesetzte Substanz hat drei Klassen von geschaffenen We-

sen, das heißt: die Tiere, die Pflanzen und die Minerale. Die Tiere sind in drei Gattungen eingeteilt: eierlegende, lebendgebärende und aus sich selbst gebärende. Die Pflanzen umfassen ebenfalls drei Gattungen: Samen-, Stiel- und Urpflanzen. Die Minerale bilden vier Gattungen: verbrennbare und umschmelzbare, schmelzbare und verbrennbare wie der Schwefel, schmelzbare und unverbrennbare wie das Silber, ungeschmelzbare und unverbrennbare wie die Steine.“

Über alchemistische Versuche am staufischen Hof ist wenig bekannt, obwohl bei Friedrichs Experimentierfreude, seinem dauernden Bemühen, erst zu sehen und dann zu glauben, solche anzunehmen sind. Zumindest in chemische Fragestellungen hinein führen auch die Versuche, die heilende Wirkung der vulkanischen Quellen von Pozzuoli zu erklären (1227 hatte der Kaiser nach seiner Erkrankung diese Bäder aufgesucht). Die Ursachen für den Vulkanismus von Ätna, Stromboli, Vulkano und Lipari sollten erforscht werden. Warum das Meerwasser salzhaltig, das der Brunnen süß sei, warum manche Quellen klar, andere schmutzig fließen würden, warum die Quellwässer eine unterschiedliche Temperatur hätten, obwohl doch alles Wasser vom Meer stamme, waren weitere Fragen.

Eine mathematische Arbeit aus des Kaisers Hand kennen wir nicht; einmal soll er die Aufgabe gestellt haben, ein Kreissegment in ein Quadrat umzuwandeln. Allerdings ist es schwer vorstellbar, der Erbauer von Castel del Monte sei nicht zugleich auch ein guter Mathematiker gewesen.

Besonders verwerflich mußten den Zeitgenossen Versuche erscheinen, die der Kaiser mit Menschen anstellen ließ. Hier ist der Grund, auf dem wir stehen, am allerunsichersten, wissen wir doch nicht, wieviel der Kronzeuge, der Minoritenbruder Salimbene von Parma (1221 bis 1288) in seiner Chronik hinzugedichtet oder unkritisch übernommen hat, um die „superstitiones et curiositates et maledictiones et . . . perversitates et abusiones“ (die geistlichen Irrtümer, den Vorwitz, die Lästerungen, die Abartigkeiten und den Mißbrauch) des Kaisers darzutun. Er erzählt z. B. die Geschichte des Mannes, den Friedrich in ein Faß habe einsperren lassen, um zu zeigen, daß die Seele mit dem Körper zusammen sterbe. Ein andermal habe er zwei Männern den Bauch öffnen lassen, nachdem der eine nach dem Essen geruht und der andere sich bewegt habe, um so festzustellen, wer die bessere Verdauung aufweise. Besonders berühmt wurde der sog. Neugeborenenversuch, in dem man schon eine erste Unter-



suchung über das Heim- bzw. Schlüsselkinderproblem und das Hospitalismussyndrom sehen wollte, also die Erscheinung, daß bei in Heimen aufgezogenen Kindern sich Entwicklungsstörungen zeigen. Über den Versuch ist leider sehr wenig bekannt. Weder berichtete Salimbene über die Herkunft der Kinder noch über ihre Anzahl noch über die Dauer des Versuchs. Die Kinder scheinen außerdem alle im Säuglingsalter (vielleicht an einer Infektion) gestorben zu sein. Darf man dem Bericht glauben, so ging es Friedrich bei dem Versuch mehr um ein theologisches als psychologisches Problem: nämlich um die Frage der Ursprache der Menschen. Diese Ursprache mußte das Hebräische sein als die Sprache des auserwählten Volkes. Die anderen Sprachen sollten sich erst nach dem Turmbau zu Babel gebildet haben. Salimbene's Text sei der Kuriosität wegen angefügt: „Zum zweiten schien ihm bedenkenswert, herauszufinden, von welcher Art die Sprache und Redeweise heranreifender Kinder wären, wenn sie mit niemandem sprächen. Er befahl daher den Erziehern und den Ammen, daß sie den Kindern zwar Milch reichen und die Brust geben sollten, auch sollten sie diese baden und auch sonst pfleglich behandeln, sie aber auf keine Weise liebkosen und mit ihnen sprechen. Er wollte nämlich in Erfahrung bringen, ob sie die hebräische Sprache, die ja die erste war, zu sprechen begännen oder auch die griechische, lateinische oder arabische oder jene Sprache ihrer Eltern, die sie geboren hatten. Er bemühte sich indes vergebens, da die Kinder alle starben. Denn sie konnten nicht leben ohne den Anruf, das Gebärdenspiel, die Fröhlichkeit des Gesichts und die Liebkosungen ihrer Ammen und Erzieher.“ In das ureigenste Forschungsgebiet Friedrichs treten wir ein, wenn wir uns der Zoologie zuwenden. Vielleicht ist diese Freude an Tieren ein Teil seines deutschen Erbes. Auf jeden Fall können wir uns gar nicht plastisch genug ausmalen, welchen Eindruck es auf seine Zeitgenossen machte, als er 1235 in Regensburg einzog und Kamele, Maultiere, Dromedare, Affen und Leoparden mit sich führte. Als er im folgenden Jahr mit einer ähnlichen Menagerie durch Parma zieht, steht unter den begeistert schauenden Kindern auch ein 15jähriger Junge, der wohl hier den ersten tiefen Eindruck vom Kaiser empfängt: Salimbene! Friedrichs Interesse galt aber nicht nur den exotischen Tieren, die seiner Neigung für das Überraschende und Pompöse besonders entsprachen, sondern auch dem Verhalten der Tiere, sowie ihren Krankheiten. Als Jordanus Ruffus aus Kalabrien eine „Hippiatrik“ abfaßt, beruft er sich ausdrücklich auf den Kaiser als



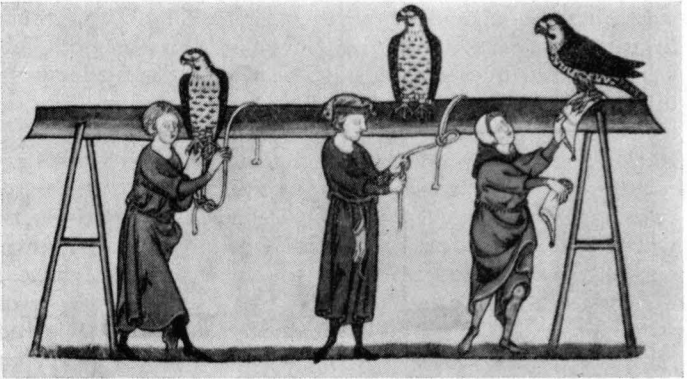
Von links kommen zwei Falkner, um im Turm Falken zu fangen. Der eine trägt eine Kerze, um im Turm sich besser zurechtfinden zu können, der andere hat seine Hände mit einem Tuch umwickelt, damit ihn die Falken nicht verletzen sollen. Rechts im Bild ist das „Aufbräuen“ dargestellt. Einem jungen Falken werden die unteren Augenlider mit einer Nadel durchstoßen und dann mit Hilfe eines Fadens über die oberen hochgezogen. Schließlich wird der Faden über dem Kopf verknotet. Durch diese vorübergehende Blendung wird die Zähmung junger Falken erleichtert.

Quelle. Mit dieser „Pferdeheilkunde“ wäre Friedrich der Begründer der abendländischen Veterinärmedizin. Ins Reich des Märchens dagegen gehört wieder die Geschichte von jenem Hecht oder Karpfen, der 1497 gefangen worden sein soll. In seinen Kiemen soll er einen Kupfering getragen haben mit der griechischen Inschrift „Ich bin der Fisch, den Kaiser Friedrich II. mit eigener Hand in diesem See am 5. Oktober 1230 ausgesetzt hat“. Alle bisher beschriebenen Versuche verblassen aber, wenn wir uns nun nicht mehr auf unsichere Quellen stützen, sondern den Kaiser selbst hören in seinem Buch über „Die Kunst, mit Vögeln zu jagen“. Es ist das Werk eines hellwachen Geistes, eines genialen Experimentators, aus dem Bestreben entstanden, die Dinge vorurteilslos zu sehen und durch planmäßig angelegte Experimente die Wahrheit zu erfahren. Vergleicht man „De arte venandi cum avibus“ mit den Schriften der am Hofe tätigen Gelehrten, etwa des Michael Scotus, so sieht man, wie himmelhoch der Kaiser in naturwissenschaftlicher Hinsicht über seiner Zeit stand. Hier brauchen wir nicht vorsichtig abwägend zu überlegen, inwieweit Friedrich ein weitblickender Herrscher des Mittelalters oder schon ein Renaissancemensch gewesen ist, denn in seinem Vogelbuch steht er mitten unter uns, ist uns auch

menschlich greifbarer als in allem anderen. Vom 2. bis 6. Buch liegt der Nachdruck auf der Zählung und Abrichtung der Falken, im ersten Buch erweist sich Friedrich in der Beschreibung der Lebensgewohnheiten der Vögel als hervorragender Ornithologe und ausgezeichnete Verhaltensforscher.

In einem „Prolog“ wird zunächst die Abfassung des Werkes gerechtfertigt, wir erkennen die sorgfältige wissenschaftliche Arbeitsmethode: „Obwohl wir uns vor langer Zeit schon es zu verfassen vorgenommen, haben wir dennoch durch nahezu dreißig Jahre die Niederschrift immer wieder hinausgeschoben, weil wir uns noch nicht genügend vorbereitet glaubten; auch lasen wir nirgends, daß jemals zuvor ein anderer darüber erschöpfend gehandelt hätte. Zwar haben einige von uns manches, wenn auch nur bei der Ausübung der Jagd, schon in Erfahrung gebracht, jedoch nicht kunstgerecht überliefert. Deshalb haben wir lange mit Sorgfalt und Fleiß das Wesen dieser Kunst erforscht, indem wir sie zugleich verstandesgemäß wie auch ausübend zu ergründen suchten, um endlich in der Lage zu sein, niederzuschreiben, was uns die eigene wie auch die Erfahrung anderer gelehrt, die wir als Kenner der Praxis dieser Kunst von weither und mit großem Kostenaufwand zu uns beriefen . . . Obgleich uns sehr häufig die überaus schwierige und fast unsagbare Inanspruchnahme durch die Herrscherpflichten gegenüber unseren Königreichen und dem Imperium von diesem unserem Vorhaben abhielt, haben wir es dennoch nicht hintangesetzt. Wo es angebracht war, sind wir in unserem Werk auch dem Aristoteles gefolgt. In vielen Fällen jedoch, besonders hinsichtlich der Natur mancher Vögel, scheint er, wie uns die Erfahrung gelehrt hat, von der Wahrheit abzuweichen. Deshalb folgen wir dem Fürsten der Philosophen nicht in allem; denn nur selten oder niemals ging er auf die Vogeljagd, wir aber liebten sie von Jugend auf und übten sie stets aus.“ Oft fügt er dem, worüber er in seinem Tierbuch berichtet, hinzu, daß man es so gesagt hätte; aber das, was irgendwer behauptet hat, sah vielleicht weder er selbst, noch wer es sagte; denn Gewißheit erlangt man nicht durch das Ohr.

Als Beweis für die Genauigkeit der Beobachtungen mag der Abschnitt „Die Körperformen der Raubvögel“ angefügt werden: „Im Hinblick auf die körperlichen Merkmale unterscheiden sie sich dadurch, daß die Raubvögel im allgemeinen einen gekrümmten, starken, festen und spitzen Schnabel haben, harte, scharfe und gebogene Klauen, vorgewölbte Augen, einen kurzen Hals, kurze Schenkel und an beiden Füßen eine sehr starke hintere



Die Falken werden auf bestimmte Verhaltensweisen dressiert. Rechts muß ein Falke auf den Handschuh treten, links soll er sich rückwärts auf die Reckstange setzen.

Klaue. Das Weibchen ist größer als das Männchen. Für die nicht-raubenden Vögel trifft das alles nicht zu.“

Nach der Einteilung der Vögel in Wasser-, Sumpf-, Land- und Raubvögel folgen Abschnitte über die Nahrungssuche, die Paarung, das Nisten, das Eierlegen und Brüten, die Aufzucht der Jungen, den Vogelzug, die Anatomie, die Flugweisen, Angriff und Verteidigung.

Über die Nahrungssuche der Raubvögel lesen wir: „... In der Regel fliegen die Raubvögel besser als die nicht-raubenden Vögel.



Zubereitung von Rührei als Nahrung für die Falken, wenn kein Frischfleisch zur Verfügung steht.

Einige, wie die Arten der großen und kleinen Falken, verfolgen die vor ihnen flüchtende Beute schnell und ausdauernd. Sobald sie eingeholt ist, wird sie mit den Fängen gepackt, verwundet und zerfleischt und dann mit dem Schnabel getötet. Andere, wie die Adler, Habichte und Sperber, bemächtigen sich eher durch schnellen und oft täuschenden Flug als durch lange Verfolgung ihrer Beute, die sie dann, in den Fängen haltend, zu Boden bringen . . . Wieder andere stehen mit ausgebreiteten Schwingen hoch in der Luft, ohne hin und her zu fliegen, spähen herab, bis sie am Boden irgendwelche kleinen Tiere, Mäuse, Eidechsen oder dergleichen, entdecken, auf die sie sich dann sofort herabstürzen, um sie mit den Fängen zu packen. Das tun vor allem die sogenannten Turmfalken.“ Anders läßt sich das Rütteln mancher Raubvögel auch in einem modernen Lehrbuch der Zoologie nicht beschreiben!

Ein kleiner Abschnitt aus dem Kapitel „Vogelzug“ weist den Kaiser erneut als genauen und doch vorsichtigen Beobachter aus: „Die Zugvögel kehren zu ihren Geburtsplätzen oder diesen ähnlichen im Norden zurück. Da sie nisten wollen, sucht jede Art möglichst die Gegend wieder auf, wo sie schon früher gebrütet hat. So konnte beobachtet werden, daß die Nester gewisser nicht-raubender Vögel, wie der Störche, Krähen und anderer, ebenso wie jene von Raubvögeln, die auch Horste genannt werden, immer wieder benutzt wurden. Viele glauben deshalb, daß diese Vögel lange leben, was aber nicht stimmt.“

In der Formenkenntnis erweist sich Friedrich als Spezialist: „Die Schalen der Eier, die von den verschiedenen Vogelarten gelegt werden, haben nicht alle die gleiche Farbe. Die einen sind weiß oder weiß mit Sprenkeln, die nach Farbe und Muster sehr verschieden sind. Andere Schalen sind grau, grünlich oder blau. Man findet aber auch viele andere Farbtöne, und Kenner können sofort an der Farbe des Eies feststellen, von welchem Vogel es stammt.“

Glanzpunkte kaiserlicher Forschung sind die Versuche mit Kuckuck und Strauß: „Jener Vogel aber, der Kuckuck genannt wird, baut weder ein Nest, noch legt er seine Eier auf die Erde, noch zieht er jemals seine Jungen selbst auf. Er legt vielmehr seine Eier stets in fremde Nester, beispielsweise in jene der Amseln, des ‚Praenus‘ und anderer ähnlicher Vögel, von denen seine Eier ausgebrütet und seine Jungen aufgezogen werden. Von der Richtigkeit dieses Tatbestandes haben wir uns selbst durch einen Versuch überzeugt. Eines Tages nämlich wurde uns das Nest eines



Fütterung der Falken. Wenn der aufgebräute Falke springen soll, muß er naß gemacht werden (rechts).

Vogels, ‚Praenus‘ genannt, gebracht, in dem sich außer dessen Jungen ein Vögelchen von schrecklich mißgestaltetem Äußeren befand, das kaum Ähnlichkeit mit einem Vogelkörper besaß. Dieses gefiederlose Etwas hatte einen großen Schlund, und viele lange Haare bedeckten den ganzen Kopf bis zu den Augen und dem Schnabel. Um feststellen zu können, zu welcher Art dieser seltsame Nestling gehöre, ließen wir ihn, sorgfältig betreut, mit



Ein Falkner bespritzt einen Falken mit kaltem Wasser. Solange das Gefieder naß ist, fliegt der Falke nicht fort.

den anderen Jungen aufziehen. Nachdem sie dann größer geworden waren, stellte sich heraus, daß es sich bei dem Fremdling um einen jungen Kuckuck handelte, womit der Beweis erbracht war, daß dieser selbst kein Nest baut, sondern seine Eier in fremde Nester legt.“

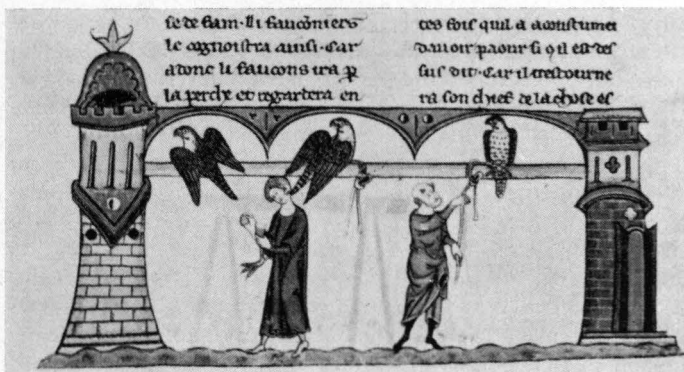
Um auch eine Vorstellung vom friderizianischen Latein zu geben, sei „Das Brüten des Straußes“ zunächst im Originaltext wiedergegeben:

„De cuculo dictum est, scilicet quod non fovet cubat ova, de structione etiam, quod non fovet cubat ova sua, et hoc accidit, secundum quod opinamur, ne sua ponderositate conquasset ova. Sufficit autem ad exclusionem ovarum calor solis calefacientis arenam, in qua ponit ova sua, cuius simile accidit in terra Egipti. Fovetur namque ova et excluduntur pulli sine cubatione gallinarum, et hoc vidimus et fieri fecimus in Apulia, vocavimus namque ad nos de Egipto peritos et expertos in hac re.“

„Vom Kuckuck berichteten wir schon, daß er seine Eier nicht selbst ausbrütet. Das gleiche gilt vom Strauß, der es jedoch, wie wir vermuten, deshalb nicht tut, um nicht durch sein Gewicht die Eier zu zerquetschen. Die Sonnenhitze, die den Sand erwärmt, in den er seine Eier legt, genügt, sie auszubrüten. So geschieht es in Ägypten, wo, ohne daß der Muttervogel sie bebrütet, die Eier auf diese Weise warm gehalten werden, bis die Jungen schlüpfen. Das haben wir selbst gesehen, als wir durch Fachleute, die wir aus Ägypten zu uns beriefen, in Apulien diesen Versuch machen ließen.“

Selbst der Begriff des Nestflüchters und Nesthockers ist Friedrich bereits bekannt, genau so, wie er das Verhalten der Vögel im Nest selbst beobachtete. Was er schließlich über die geistigen Qualitäten eines Falkners sagt, hat er selbst in idealer Weise verkörpert: „Nicht jeder Mensch ist gleicherweise dazu geeignet, sondern nur ein unermüdlicher und begeisterter Liebhaber, der ebenso von der Natur dazu veranlagt wie auch durch Unterweisung darauf vorbereitet sein muß.“

In „De arte venandi“ sind Hunderte von Vogelzeichnungen enthalten, in einer für das 13. Jahrhundert ungewöhnlich naturgetreuen Wiedergabe. Auch wenn das kaiserliche Manuskript 1248 bei der Niederlage von Parma verloren ging, sind die in den beiden späteren Abschriften – heute in der Pariser Nationalbibliothek bzw. in der vatikanischen Bibliothek – enthaltenen Miniaturen sicher Kopien der kaiserlichen Zeichnungen, denn es ist ausdrücklich überliefert, daß der Kaiser gut zeichnen konnte.



Ein Falke ist „losgebräut“ — also wieder sehend geworden. Links im Bild hat er im Turm eine Maus erspäht, in der Mitte sucht er noch nach Beute.

Mit Recht hat man deshalb das Falkenbuch einen Wendepunkt im abendländischen Denken genannt, bringt es doch eine Vorahnung der modernen, auf die Naturwissenschaften gegründeten Zeit. Es ist eine geistesgeschichtliche Leistung höchsten Ranges, würdig und ebenbürtig selbst dem größten Zeugnis von Friedrichs Genie: Castel del Monte.

*Kurt Bachteler*

## DIE GOLDENE BULLE VON RIMINI

(März 1226)

Kaiser Friedrich II. hat sich wohl in erster Linie um Sizilien und Italien gekümmert, doch darf nicht vergessen werden, daß er sich auch den Angelegenheiten des Reichs jenseits der Alpen in erheblichem Maße gewidmet hat. So hat er durch sein Statutum in favorem principum zu Beginn der dreißiger Jahre die Ausbildung der Territorialherrschaften in Deutschland außerordentlich begünstigt und damit eine grundlegende Entwicklung eingeleitet, und dasselbe kann von seinem Verhältnis zum Deutschen Ritterorden gesagt werden, den er durch die Goldene Bulle von Rimini ebenfalls in eine bestimmte Richtung wies.

Während des dritten Kreuzzugs ging dieser Orden im Jahr 1190 aus der Tätigkeit deutscher Kreuzfahrer in einem Feldlazarett



in Akkon hervor, er wandelte sich acht Jahre später in den geistlichen Ritterorden „Domus S. Mariae Teutonicorum“ und erhielt 1199 von Papst Innozenz III. die offizielle Zustimmung. In nicht weniger als 113 Bullen legte der Papst seine Stellung innerhalb der Kirche fest. Dem Hochmeister (magister generalis) standen fünf Großgebieter zur Seite: der Großkomtur für die innere Verwaltung, der Marschall für das Kriegswesen, der Spittler für das Sanitätswesen, der Trappier für die Ausrüstung und der Treßler für die Finanzen. Die Mitglieder des Ordens waren Ritter, Priester und dienende Brüder, seit dem 13. Jahrhundert auch Schwestern. Der Besitz des Ordens mehrte sich, er lag in Palästina, Armenien, auf Zypern, in Apulien und Sizilien, seit 1198 auch in Deutschland, wo er um 1200 das Deutsche Ordenshaus in Halle gründete.

Im Jahre 1211 rief König Andreas II. von Ungarn die Ritter des Deutschen Ordens gegen die heidnischen Kumanen zu Hilfe. Er schenkte ihnen das Burzenland östlich von Siebenbürgen, das sich als Ordensland rasch zu einem blühenden Landstrich entwickelte. Da aber der Orden die volle Landesherrschaft erstrebte, wurde er von dort wieder vertrieben\*.

Die zentrale Figur innerhalb des Ordens war sein vierter Hochmeister Hermann von Salza, der zum ersten Mal 1210 erwähnt wird, zu einer Zeit, da er bereits jenes Amt innehatte. Zwei für ihn und den Orden entscheidende Ereignisse fielen in das Jahr 1217: einmal die durch den Papst zugestandene völlige Gleichberechtigung mit den Templern und Johannitern, zum andern die Begegnung mit Friedrich II. aus dem Hause der Hohenstaufen. Letzterer erkannte rasch die eminente politische Begabung Hermanns von Salza, die dieser bei den Vorbereitungen zur Kaiserkrönung aufzuzeigen Gelegenheit hatte. Immer wieder vermittelte er in ausgleichender Weise zwischen Kaiser und Papst, und an Gelegenheit dazu fehlte es in jenem spannungsgeladenen Verhältnis wirklich nicht! Eines aber vergaß dabei Hermann von Salza als Hochmeister des Deutsch-Ordens dabei nie, nämlich auch für seinen Orden herauszuschlagen, was immer möglich war, und das von beiden Seiten!

Schon zu Beginn der zwanziger Jahre nahm Hermann und damit auch sein Orden regen Anteil an Fragen des nordöstlichen Teils des Reichs. Als Folge einer Reise zu Waldemar von Dänemark wurden Holstein, Mecklenburg und Lübeck zu Reichslehen, ein

\* (Alles Nähere darüber kann in diesem Zusammenhang außer Betracht bleiben.)

Jahr später Lübeck zur Freien Reichsstadt erklärt. Diese Tatsache zeigt, wie sehr Hermann daran interessiert war, an der Ostsee eine Art „Stützpunkt“ zu bekommen. Der Grund dafür liegt klar auf der Hand: es ist die Vertreibung des Ordens aus Ungarn und damit das Suchen nach einer neuen Aufgabe. Die Vorgänge an den Ufern der Ostsee und den nordöstlichen Grenzen des Reiches hatten auch Friedrich II. interessiert, so daß er bereits 1224 in Catania ein Manifest erließ, in dem er sich die päpstliche Missionstheorie zu eigen machte. Völlig anders aber las man es dann in der Goldenen Bulle von Rimini, so daß zwischen dem Manifest von Catania (1224) und dem Erlaß dieser (1226) ein wichtiges Ereignis die Änderung der kaiserlichen Haltung bestimmt haben mußte: der im Winter 1225/26 ergangene Hilferuf des Herzogs Konrad von Masovien an den Deutschen Orden gegen die heidnischen Preußen. Trotz Anbieten des Kulmer Lands hat der Herzog aber sicherlich nicht daran gedacht, dem Orden volle Souveränität zuzugestehen. Hermann von Salza, der aus den Vorgängen im Burzenland gelernt hatte, erfaßte die Situation und war sofort bemüht, vom Kaiser die notwendigen Zugeständnisse zu erreichen, ehe er zu eingehenden Verhandlungen mit Konrad bereit war. In der Goldenen Bulle erhielt er diese kaiserliche Zustimmung und zugleich die Ermächtigung, in das Land der Heiden vorzudringen sowie das versprochene Kulmer Land und die neu zu erobernden Gebiete in Besitz zu nehmen.

Die Goldene Bulle lautet (etwas gekürzt):

„Im Namen der Heiligen und Einigen Dreifaltigkeit. Amen. Friedrich II., durch göttliche Milde immer erhabener römischer Kaiser, König von Jerusalem und Sizilien: Gott hat unser Reich für die Könige der Erde auf erhabene Weise zu dem Zweck erschaffen und die Grenzen unseres Herrschaftsbereiches über die verschiedensten Landstriche der Welt hinweg ausgedehnt, damit wir seinen Namen durch die Jahrhunderte preisen und den Glauben an ihn bei den Völkern verkünden.

Er hat das Heilige Römische Reich für die Verkündigung des Evangeliums vorbereitet, damit unsere Sorgen nicht weniger auf die Unterdrückung, als auf die Bekehrung der Völker abziele, die sich der Gnade seiner Vorsehung hingeben, durch welche katholische Männer sowohl die Anstrengung einer langwierigen Arbeit auf sich nehmen sollen, um barbarische Völker zu unterdrücken und durch Gottesdienst zu reformieren, als auch

Menschen und Material laufend zur Verfügung stellen sollen. Daher wollen wir, daß durch den Inhalt dieser Schrift den Zeitgenossen des Reiches sowie allen Zukünftigen bekannt werde, wie Bruder Hermann, der ehrwürdige Meister des gastfreundlichen deutschen Ritter-Ordens der Heiligen Maria, unser treuer Meister, uns seinen untertänigsten Willen aufmerksamst kundgetan hat, und was unser ergebener Konrad, Herzog von Masowien und Kujawien, ihm und seinen Brüdern versprechen und angeboten hat hinsichtlich des Landes, das Kulmer Land heißt und auch hinsichtlich eines anderen Landes, das zwischen seiner Mark und den Grenzen Preußens liegt, damit sie die Anstrengung auf sich nehmen sollten, im günstigen Augenblick in das Land Preußen einzufallen und es zu erobern, zur Ehre und zum Ruhme des wahren Gottes.

Er hatte kundgetan, dieses Versprechen bekommen zu haben, und er flehte demütig unsere Erhabenheit an, daß er, falls wir geruhten, seinen Wünschen zuzustimmen, im Vertrauen auf unsere Macht ein so großes Unterfangen in Angriff nehmen und fortführen würde, und daß unsere Gunst ihm und seinem Orden sowohl das Land, welches obengenannter Herzog hergeben sollte, als auch das ganze Land, das mit Teilen Preußens auf ihr Drängen erworben worden war, gewähren würde; daß wir darüber hinaus freigebig seinen Orden mit den Sonderrechten, Freiheiten und anderen Vergünstigungen versehen sollten, die sich durch die Schenkung besagten Herzogs und durch die Eroberung Preußens ergäben; er selbst nähme die angebotene Schenkung des besagten Herzogs an und sein Orden würde durch dauernde und unermüdliche Anstrengung Güter und Menschen für den Einfall und die Eroberung des Landes zur Verfügung stellen.

Wir erwarten also, daß der Meister dieselbe bereitwillige und ehrliche Ergebenheit bei der Erwerbung des Landes zeigen möge, wie er sie für seinen Orden zeigte, und wir vertrauen auf die Klugheit des Meisters, weil er ein in Wort und Tat mächtiger Mann ist; wir glauben auch, daß er durch seinen und seiner Brüder Einsatz die Eroberung des Landes beginnen und männlich fortsetzen wird; daß er von seinem Unterfangen nicht unnütz ablassen wird, wengleich schon mehrere nach vielen vergeblichen Versuchen auf demselben Gebiet gescheitert sind, obwohl sie Fortschritte zu machen schienen. Wir haben diesem Meister die Befugnis erteilt, in das Land Preußen mit allen Kräften und Anstrengungen seines Ordens einzufallen; wir gewähren und bekräftigen dem Meister, seinen Nachfolgern und seinem Orden

für alle Zeit das besagte Land, das er von dem obengenannten Herzog bekommen wird, so wie dieser es versprochen hat.

Welchen Teil Preußens er auch immer als Herr bekommen wird, so soll er die alten Rechte eines deutschen Reichsfürsten erhalten: in den Bergen, in der Ebene, auf den Flüssen, in den Hainen und zur See; ein Land, das sie frei von jeglicher Dienstleistung, Besteuerung und frei von Abgaben halten sollen und welches niemandem verantwortlich ist. Darüber hinaus wird ihnen das Recht der Eintreibung im ganzen Lande zugestanden, so wie es von ihnen erworben worden ist, nämlich: zum Nutzen des Ordens Wegzölle zu erheben und Zollhäuser zu errichten, Markttag abzuhalten und Marktplätze einzurichten, Münzen zu prägen, Barren zu schätzen, eventuell notwendige Vermessungen zu Lande, in Flüssen, und auf dem Meer durchzuführen, Gold-, Silber-, Eisenbergwerke, sowie die anderer Metalle, desgleichen Salzbergwerke, die alle bereits im Lande bestanden oder erst entdeckt werden, für alle Zeit zu besitzen. Weiterhin erlauben wir ihnen, Richter und Gouverneure einzusetzen, welche das ihnen untertane Volk, und zwar sowohl solche, die bekehrt worden sind, als auch alle andern, die im Aberglauben leben, gerecht lenken und gegen die Auswüchse der Übeltäter einschreiten und sie bestrafen, so wie es der Ritterorden vorschreibt; sie sollen außerdem Zivil- und Strafprozesse durchführen und nach Gutdünken entscheiden. Wir fügen aus unserer Gnade hinzu, daß der Meister und seine Nachfolger in ihren Ländern die Rechtsprechung haben und ausüben sollen, die jedem Reichsfürsten in seinem Lande zuerkannt wird, nämlich gute Sitten zu schaffen, öffentliche Gerichtsverhandlungen abzuhalten, und Verordnungen zu erlassen, um den Glauben der Gläubigen zu stärken, damit alle ihre Untertanen sich des Friedens erfreuen.

Außerdem untersagen wir kraft dieses Dokumentes, daß kein Fürst, Herzog, Markgraf, Graf, Beamter oder Anwalt, keine hochgestellte oder niedrige Person, kirchlich oder weltlich, es wagt, etwas gegen diesen Erlaß zu unternehmen. Wer sich dies anmaßt, sieht sich mit einer Strafe von 1000 Pfund Goldes belegt, wovon die Hälfte an unsere Kammer abgeführt wird.“

Diese, im typischen Kanzleistil der damaligen Zeit abgefaßte Urkunde wird oft als die Gründungsurkunde des Ordensstaats bezeichnet. Tatsache ist aber, daß Hermann von Salza erst jetzt, mit dem Rückhalt der ihm mit der Goldenen Bulle vom Kaiser zugesagten Rechte, mit den eigentlichen Verhandlungen mit Herzog Konrad begann, die dann im Juni 1230 zum Vertrag

von Kruschwitz führten, auf Grund dessen der Landesmeister Hermann Balk 1231 die Eroberung des späteren Ordenslandes begann. Der Hochmeister bekam in Rimini die Rechte eines Reichsfürsten, ist aber selbst nicht Reichsfürst geworden; dies wurde erst viel später erreicht. Diese Frage ist in der Bulle von Rimini offen gelassen, und Hermann hat auch in der Folgezeit nie mehr versucht, sie einer Klärung zuzuführen. Da ihm dies aber bei seinem Verhältnis zum Kaiser ein Leichtes gewesen wäre, muß wohl angenommen werden, daß er eine nähere Definition bewußt gar nicht wollte. So hatte der Orden eine viel größere Freiheit erreicht, und er konnte das in der Goldenen Bulle festgelegte zukünftige Programm – die Gestaltung eines souveränen Staatswesens – Schritt für Schritt der Verwirklichung näherbringen, wie es dann auch in den folgenden Verhandlungen tatsächlich der Fall gewesen ist. Diese Freiheit war für den Orden um so wichtiger, als der Kaiser, namentlich in den Jahren nach 1239, seine ganze Kraft dem sich ständig verschlechternden Verhältnis zum Papsttum widmen mußte.

Der Orden hatte die volle Landeshoheit in den zu schenkenden Gebieten ebenso wie in den zu erobernden bekommen, und er wird in Zukunft für diese niemandem verantwortlich sein. Mehr brauchte nicht gesagt zu werden.



Hermann von Salza  
(nach einem Kupferstich)



Heinrich (VII.) (1211—1242),  
1220 zum deutschen König gewählt.

In der Kaiserpfalz zu Wimpfen unterwarf sich der aufsässige Heinrich (VII.) dem kaiserlichen Vater Friedrich II. Wenig später wurde er in Worms der Krone verlustig erklärt und nach Rocca San Felice nahe Melfi und schließlich nach Nicastro verbannt.

Auf seinem Überfahrungsritt zur Begnadigung, so will es die Legende, stürzte sich Heinrich mit seinem Pferd in einen Abgrund . . . Sein Vater schrieb dazu:

*„Mitleid des zärtlichen Vaters überwindet das Urteil des strengen Richters: Heinrichs, unseres Erstgeborenen Verhängnis müssen wir betrauern und aus dem Innersten heraus führt die Natur der Tränen Flut . . .“*\*



Konrad IV. (1228—1254),  
1231 zum deutschen König gewählt.

Aus einem Brief Kaiser Friedrichs II. an seinen Sohn Konrad IV.:

*„Den Großen der Erde und den Königen reicht die berühmte Abkunft alleine nicht hin, wenn dem ausgezeichneten Geschlecht nicht adliges Wesen beisteht und erlauchter Eifer das Fürstentum ver-*

*herrlicht . . . nicht deshalb allein, weil sie höher gesetzt sind, unterscheidet man Könige und Cäsaren von anderen, sondern weil sie tiefer blicken und tüchtiger handeln! Außer dem nämlich, daß sie den Menschen durch ihr Menschtum gleichen und durch ihr Leben gesellt sind, rechnen sie nichts besonders sich selbst zu, wenn nicht jeder durch die Tugend der Klugheit die übrigen Menschen übergläntzt: So nämlich werden sie geboren wie Menschen und wie Menschen sterben sie!“*

\* Zitiert nach E. Kantorowicz, Kaiser Friedrich der Zweite, S. 372.



Der rote Porphyr Sarkophag Friedrich II. im Dom von Palermo.



König Manfred (1232—1266). Miniatur aus „De arte venandi cum avibus“.



## KONRADIN DER LETZTE STAUFER

1250 starb Kaiser Friedrich II., sein Sohn König Konrad IV. 1254. König Manfred, auch ein Sohn Friedrichs II., fiel 1266 in der Schlacht bei Benevent gegen König Karl I. von Anjou; ein weiterer Kaisersohn, Enzo, befand sich in lebenslänglicher Gefangenschaft der Bologneser.

Damit war das Geschlecht der Hohenstauffer in Italien ausgelöscht. Die Aufforderung des Papstes Innozenz IV. (1251): „Rottet aus Name und Leib, Samen und Sproß dieses Babyloniers . . .“ (gemeint ist Friedrich II.), war wörtlich in Erfüllung gegangen. Die Staufer waren in Italien ausgeschaltet, die „verfluchte Natterbrut“ war erledigt.

Aber noch lebte in Bayern Konrads IV. Sohn, Konradin, geboren am 25. 3. 1252 auf Burg Wolfstein bei Landshut, zwei Jahre alt beim Tod seines Vaters. Die Wittelsbacher Verwandten (besonders sein Vormund, Ludwig II. von Bayern) standen ihm zur Seite, „dem schönsten Kind im ganzen Land“, und betrieben die Inbesitznahme seines Erbes: Sizilien. Da aber schon Papst Innozenz III. in seiner Enzyklika geäußert hatte: „Kein Papst kann einen Staufer leiden“, mußte mit Widerständen auch von kirchlicher Seite gerechnet werden.

Früh mußte Konradin spüren, welche schwere Last mit dem staufischen Erbe auf seine Schultern gelegt war. Sollte dieses Ziel aber, sein Erbe Sizilien zu gewinnen, den Knaben nicht faszinieren? Konradin, in dem sich Schönheit, Stolz, Härte, Entschlußkraft vereinigten, mußte vom Vorbild seines Großvaters Friedrich II. magisch angezogen werden. Dieser Großvater, siebzehnjährig, der „Puer Apuliae“ — „das Kind von Pülle kommt gestiegen“ rief man sich in Schwaben zu — kam in abenteuerlichem Zug mit einer Handvoll Ritter über die Alpen an den Bodensee, um dem Welfen Otto IV. die deutsche Krone zu entreißen. In Konstanz geschah das Unglaubliche: Der Welfe mußte weichen, und Friedrich II. gewann das Deutsche Reich und die Kaiserkrone. Warum sollte nicht Konradin umgekehrt von Deutschland nach Italien ziehen, um sein sizilisches Erbe dem Franzosen Anjou zu entreißen? Warum sollte der Stauferproß nicht auch die Herzen im Königreich Sizilien gewinnen, wie der Großvater die Herzen im Schwabenland?

Doch nicht Traumwunsch und Abenteuerlust gaben den Ausschlag bei dem Unternehmen; politisch und machtmäßig wurde der Grund gelegt, mit Umsicht und Tatkraft gingen seine Verwandten ans Werk, und manche schwäbische Herren wirkten mit. 1266 berief Konradin einen Hoftag nach Augsburg, auf dem Anhänger geworben wurden und der Plan die Zustimmung fand. Boten reisten nun nach Italien, Propagandisten wirkten dort, die Ghibellinen (Stauferpartei) erhoben besonders auf der Insel Sizilien ihre Häupter, Unruhe brach im ganzen Königreich aus; zwischen Welfen und Ghibellinen begann ein Bürgerkrieg zu schwelen und breitete sich immer weiter aus, Karl geriet in schwere Bedrängnis; wegen seiner selbstherrlichen Regierung, seiner Härte und des übermäßigen Steuerdrucks war er unbeliebt geworden. Trotz allem aber erforderte das gefährliche Abenteuer Mut, Tatkraft und Selbstvertrauen. Letzten Endes hing doch alles vom Willen Konradins ab. Wie sehr glich der Knabe seinem jungen Großvater.

Konradin nahm Abschied von seiner Mutter; diese mißbilligte wohl den Zug nach Italien nicht, da doch ihr zweiter Gemahl, der Herzog von Tirol, eifrig mitwirkte. In Sorge um ihr Kind aber soll sie gesagt haben: „O verlaß das deutsche Vaterland nicht! Dies Italien, so reich von Gott mit Gütern gesegnet, hat deinen Vätern doch nur Unheil und Verderben gebracht.“

Mit dreitausend Rittern brach Konradin 1266 von Augsburg aus auf. Sein Freund und Kampfgenosse, Friedrich von Baden (Österreich), begleitete ihn, treu bis in den Tod.

Am 21. Oktober 1267 zog das Herr in Verona ein, dem Sammelplatz der lombardischen Ghibellinen. Schon belegte der Papst Klemens IV. Konradin und die ganze Gefolgschaft mit dem Bann. Der Stiefvater Konradins, Graf Meinhard von Tirol, sein Vormund Ludwig von Bayern, und andere Herrn trauten der Sache nicht mehr recht und rieten zur Umkehr. Sie selbst verließen Konradin und begaben sich in ihre Heimat.

Der Bann traf Konradin und seine Gefolgschaft, obwohl Konradin in einem Manifest erklärt hatte: „Nicht gegen den Papst beabsichtigen wir irgend etwas Feindseliges zu unternehmen. Wir betrachten ihn nach wie vor als unsern Vater und Herrn, — wollte er nur auch uns als seinen ergebenen Sohn anerkennen. Nur gegen Karl, unsern Feind, der uns unsere Rechte vorenthält, wollen wir unsere Macht erproben. Im kriegerischen Schachspiel wollen wir uns mit ihm messen; für unser Recht sollen die Schwerter sprechen! Und Gott im Himmel, der die



König Konradin auf der Falkenjagd (Miniatur aus der Manessischen Liederhandschrift, Heidelberg).

Gerechtigkeit liebt und den Hochmut verabscheut, wird von seinem erhabenen Thron das Urteil verkünden, und er wird gerecht richten!“

Verlassen von seinen Nächsten drängte Konradin, sein Freund

Friedrich von Baden und die italienischen Berater vorwärts. „Hier kam einmal ein Augenblick, wo die letzte Entscheidung nur von ihm selbst ausgehen konnte . . . . Der Entschluß, den er im Widerstreit dieser Meinungen gefaßt hat, spricht von Stolz, Mut und Unternehmungsgeist. Und daß es nicht nur die Schwärmerei eines Knaben war, das hat der Erfolg gelehrt.“ (Hampe, Geschichte Konradins).

Bereits erhoben sich die Getreuesten der Getreuen Friedrichs II., die Sarazenen von Lucera, auch griffen Sarazenen von Tunis aus die Insel Sizilien an, wo man staufisch fühlte.

Der gefährliche Weitermarsch ging über Pavia nach Pisa, unter dem Jubel des Volkes erfolgte der festliche Einzug in dieser Stadt, die ihn mit Geld und Schiffen unterstützte.

Schon am 24. Juli 1268 wurde Konradin begeistert in Rom aufgenommen mit seinem jetzt fünftausend Mann zählenden Heer. Auf dem Kapitol erlebte der Knabe den höchsten Traum von Glück und Macht.

Am 18. August 1268 zog das Stauerheer ostwärts in die palentinische Ebene nach Tagliacozzo, wo die Waffen entscheiden sollten. Karl verfügte nur über halb soviel Truppen wie Konradin, aber Karl hatte eine Reserve von achthundert auserlesenen Rittern gebildet und sich in einem Hinterhalt versteckt. Ein erbittertes Ringen begann, die staufischen Truppen zersprengten das Heer Karls, Heinrich von Kastilien verfolgte die Geschlagenen auf der Flucht. Der französische Marschall, Heinrich von Cousance, trug Karls Rüstung mit dem Liliensymbol und fiel in der Schlacht. Im Stauerheer glaubte man, Karl sei gefallen. Der Sieg schien vollständig. Ein Siegestaumel befahl das deutsche Heer. Die Ritter legten die Rüstung ab, gingen auf Beute aus, ruhten aus, badeten im nahen Fließchen, jegliche Ordnung löste sich auf. Da brach Karl mit seinen achthundert Rittern wie ein Orkan in das ahnungslose Heer ein, das sich nicht mehr sammeln und nicht mehr aufstellen konnte. Alles wurde weggefegt und vernichtet, was nicht mehr flüchten konnte. Der vollständige Sieg Karls hatte alles entschieden.

Konradin floh mit einigen seiner Getreuen, nach kurzem Aufenthalt in Rom, wo die Stimmung umgeschlagen war, westwärts ans Meer in der Absicht, die Insel Sizilien zur See zu erreichen, dort war noch alles in der Schweben. In Asturia, südlich von Nettuno, bestiegen die Flüchtlinge ein kleines Segelboot, das aber von einem größeren Segler abgefangen wurde. Johann Frangipani, der Herr von Astura, dessen Vorfahren so viel

Gunstbezeugungen von Konradins Großvater empfangen hatten, lieferte die Gefangenen an Karl aus.

Nach schmachvoller entwürdigender Haft in verschiedenen Kerkerlöchern wurden die Gefangenen nach Neapel gebracht, unterwegs dem Spott und Hohn des Pöbels preisgegeben. Am 19. Oktober 1268 schloß sich das Tor von Castel dell'Ovo hinter den Unglücklichen. Ohne weiteres konnte Karl, wenn er wollte, den Befehl zur Hinrichtung Konradins geben, so wie er gegen die hohen Herren aus dem Gefolge des Stauferheeres vorging. Das tat er aber aus politischen Gründen nicht. Er strengte wegen Hochverrats einen Prozeß an, um vor der Mit- und Nachwelt gerechtfertigt zu erscheinen. Von drei Richtern soll die Todesstrafe wegen Hochverrats abgelehnt worden sein, nur einer habe dafür gestimmt. Trotzdem befahl Karl die Hinrichtung. Er hätte an den Bolognesern ein Vorbild gehabt, die dem Kaisersohn Enzo königliche, wenn auch lebenslängliche Haft gewährten. Ein Schimmer von Menschlichkeit hätte Karls düstere Gestalt erhellt. Wenn er aber Konradin mit dem Beil wie einen Verbrecher hinrichten ließ, so geschah das nicht nur aus Haß und Rachsucht, sondern auch aus Angst. Karls Stellung war durch Konradin völlig erschüttert worden, nur eine List in der Schlacht rettete ihn. Solange ein Staufer lebte, mußte er Aufstände befürchten, sogar gewaltsame Befreiung des königlichen Gefangenen. Erst mit dem Tod des Knaben konnte er ruhig schlafen.

Auch Papst Klemens IV. erhob keinen Einspruch gegen das Bluturteil. Er folgte der schon erwähnten Parole des Papstes Innozenz IV. vom Jahr 1251: „Rottet aus Name und Leib . . .“ Offenbar fühlte sich auch der Papst erst sicher, wenn das letzte Glied der „Natterbrut“ vernichtet war.

Begleiten wir nun Konradin auf seinem letzten Gang. Im Castel dell'Ovo, in dem die drei Söhne Manfreds in Ketten zugrunde gingen, niemand weiß wann, saßen Konradin und Friedrich von Baden beim Schachspiel, als ihnen das Todesurteil vorgelesen wurde. Gefaßt und beherrscht hörten sie es an. Ein Franziskanermönch trat in ihre Zelle, um ihnen die letzten Tröstungen der Religion zu spenden. Die Türe des Gelasses blieb dabei geöffnet. Karl ließ in einer Kapelle zwei Psalmen sprechen und eine Requiemmesse singen. Am 29. Oktober 1268 schlug die Stunde, in der sie auf den Richtplatz geführt wurden. Am östlichen Stadtrand, unmittelbar am Meer stand das Blutgerüst. Der Scharfrichter erwartete sie bereits, barfuß. Von

diesem Platz (Piazza del Mercato) aus sahen die Gefangenen noch einmal die Herrlichkeit des Golfes von Neapel. Konradin mußte spüren, welch Zauberland, Land seiner Väter, ihm ent-rissen war.

Das Schafott war von einer Menschenmenge umströmt. Ver-treter der Städte und Barone der näheren Umgebung waren zur Schau eingeladen worden. Alle Welt sollte wissen, daß es keinen Staufer mehr gab. Der Protonator Robert von Bari verlas noch einmal den Richterspruch: Die Rechtsgültigkeit des Urteils sollte dem Volk ins Bewußtsein gehämmert werden. Nach der Verlesung legte Konradin das Obergewand ab und kniete nieder zum Gebet. Dann wandte er sich an den Scharfrichter mit den Worten: „Ich verzeihe dir, daß du mich tötest“, und machte zum Zeichen der Verzeihung dreimal das Kreuzeszeichen. Die letzten Worte des Knaben galten seiner Mutter: „Mutter, welch schmerzliche Kunde wirst du von mir vernehmen!“ Ergeben in das Furchtbare, in edler Haltung erwartete er den Schlag des Beiles. Als der Kopf niederrollte, stieß Friedrich von Baden einen erschütternden Schrei aus, voll Schmerz und Empörung, streckte die Arme zum Himmel und ließ das grausame Schicksal über sich ergehen. Andere Getreue folgten im Tod nach. Der Vorhang fiel, die Tragödie war aus. Die Zuschauer waren er-griffen, es flossen auch Tränen des Mitleids. Die Leichen wurden an der Meeresküste verscharrt, aufgeschüttete Steine bezeich-neten die Stätte. Trotz Absolution, trotz Lösung vom Bann be-kamen die Hingerichteten kein christliches Begräbnis. Das ließ der Haß nicht zu. Nach zwei Jahren erlaubte Karl den Kar-melitermönchen, statt ihrer kleinen Kapelle in der Nähe des Grabes eine größere Kirche zu bauen. Konradins Mutter be-trieb den Bau und stiftete Geld dazu; sie ließ die Mönche regel-mäßig für ihren Sohn Totenmessen lesen. Nach Beendigung des Baues (S. Maria del Carmine) wurden unter Karls Sohn und Nachfolger die Gebeine Konradins und Friedrichs von Baden hinter dem Hauptaltar der Kirche beigesetzt. Noch heute ist an einer Wand neben dem Altar die Steinplatte zu sehen, deren Inschrift das Grab bezeichnete.

Die Menschen Italiens aber erschauerten vor der grausamen Tat, selbst die Welfen schienen bedrückt. Karl hatte die letzte Sympathie verloren. Seine Tyrannentat hat mit den Grund da-für gegeben, daß 1282 an einem einzigen Tag sämtliche Fran-zosen auf der Insel Sizilien umgebracht wurden (Sizilianische Vesper), wodurch die Insel für immer den Anjous verlorenging.

Nie vorher hat ein König königliches Blut vergossen; und Konradin war kein Landes- und Hochverräter, er hat im offenen Kampf um sein Erbe, sein Recht gestritten.

Die Empörung über Karls Grausamkeit fand ihren Niederschlag in anklagenden und verspottenden Liedern und in der Tagesdichtung in dem Grad, daß im welfischen Perugia ein Statut veröffentlicht wurde des Inhalts: „Wer immer ein Lied gegen den König Karl dichtet, hersagt oder absingt oder irgendeine Beleidigung gegen ihn ausstößt, der soll für jeden einzelnen Fall hundert Pfund Denare zahlen. Und wer diese Strafsumme nicht zahlen kann, dem soll die Zunge abgeschnitten werden, wie sie auch denen abgeschnitten werden soll, die mit einem Streitgedicht für Konradin in die Schranken treten. Und dies Verbot soll jeden Monat in der Stadt und den Vororten verkündet werden.“ Das Stadtre Regiment wollte wohl bei Karl gut Wetter machen. Der venezianische Troubadour Bartholomäus Zorzi leitete sein Klagelied über Konradin und Friedrich von Baden mit den Versen ein: „Warum geht die Welt nicht unter, warum verdunkelt sich nicht aller Glanz auf ihr, nach dem so Furchtbares geschehen?“

Der Verfasser der piacentinischen Annalen schrieb voll Entrüstung und Empörung: „Weh, wer kann solche Bosheit ertragen und solches Unrecht, wie es Karl beging. Gott sei ihm ein zorniger Rächer!“

Außer in Schwaben zeigte man in Deutschland keine tiefere Anteilnahme an Konradins Schicksal. Das Ereignis lag zu entfernt, man hatte in der kaiserlosen Zeit eigene Sorgen. Doch rüttelte ein anderer Troubadour am Gewissen der Deutschen, wenn er ihnen zuruft: „Wie können Deutsche nur leben, wenn sie an diesen Verlust denken! Denn ihr Bestes haben sie verloren und Schmach geerntet. Nehmen sie nicht bald Rache, so sind sie entehrt!“ (Zitate aus Hampe).

Erst 1847 ließ der Wittelsbacher Max II. von Bayern in bleierner Truhe die Überreste des letzten Staufers unter dem nach Thorwaldsen geschaffenen Standbild Konradins beisetzen. In der Mitte des Hauptschiffs von S. Maria del Carmine, auf der linken Seite steht das Monument. An dem Sockel zeigen zwei Reliefs Konradins Abschied von seiner Mutter und seine Trennung von Friedrich von Baden auf dem Richtplatz.

Konradins Gestalt hat etwas Festliches, Königliches. Die linke Hand umfaßt den Schwertgriff, die rechte stützt sich auf die Hüfte. Auf dem leichtgeneigten Haupt sitzt eine Krone, das

Gesicht erblüht in Jugendfrische und Anmut, einen Zug von Entschlossenheit zeigt der Mund, der Blick hat etwas Träumerrisches, Sinnendes. Eine leise Schwermut liegt wie ein Hauch auf dem edlen Antlitz. Wer dieses Bildnis auf sich wirken läßt, kann sich Konradin nicht mehr anders vorstellen.

Siebenhundert Jahre sind seit dem Tod Konradins vergangen. Ob beim Gelingen der Unternehmung des Staufers das Schicksal Europas glücklicher verlaufen wäre, ist eine müßige Frage. Der Kriegsgott entschied gegen das Staufergeschlecht. Aber immer noch beeindruckt uns die Erscheinung des Knaben Konradin. Sein Mut, seine Enschlußkraft, seine Zähigkeit, sein Stolz bei diesem Wagnis verdienen unsere Bewunderung. Seine gefaßte, königliche Haltung auf dem Blutgerüst, sein edles, würdiges Benehmen, seine rührende Kindlichkeit greifen an unser Herz.

Die Sympathie der damaligen Menschen hatte sich vom düsteren Sieger Karl abgewandt und sich dem besiegten Stauferkind zugeneigt. Die Krone der moralischen Überlegenheit, der Menschlichkeit, gebührt dem Konradin, der den Untergang des größten Herrschergeschlechts des Mittelalters ausklingen ließ wie eine Musik von verhaltener Wehmut und leiser Trauer. Ein Schimmer von Verklärung umstrahlt ihn, den Unterlegenen.

Wir Schwaben sind mehr als alle übrigen deutschen Stämme berufen, ihn an seinem siebenhundertsten Todestag in unser Herz zu schließen und das Gedächtnis an eine große Zeit der deutschen Geschichte nicht in der Vergessenheit versinken zu lassen.



Das Siegel König Konradins. Urkunde vom 6. November 1266 (Bayrisches Staatsarchiv).



STAUFISCHE LYRIK

Es ist mehr als nur eine historische Einordnung, wenn man die Dichtung von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zum Ende des 13. Jahrhunderts mit dem Namen des Herrschergeschlechts bezeichnet, das während dieser Epoche die Weltgeschichte bestimmte. Die staufischen Kaiser und Könige haben durch ihre persönliche Austrahlungskraft den Geist ihrer Zeit und die daraus erwachsene Dichtung geprägt. – Erst die Schwächung der geistigen Autorität der Kirche durch die machtpolitischen Auseinandersetzungen mit dem Kaisertum ermöglichte diese Dichtung, die der Weltabkehr der vorangegangenen Jahrhunderte den Ausdruck eines neuen Lebensgefühls entgegensetzte. Bisher war der Mensch dargestellt worden als sündiges Wesen, das zu stetiger Reue und Buße gehalten ist in einer Welt, die kaum als Schöpfung Gottes, sondern vielmehr als Ort ständiger Versuchung und Blendwerk des Teufels empfunden wurde. Diese Auffassung spiegelte sich in den globalen Sündenbekenntnissen der geistlichen Literatur. Ihnen stellen sich nun Lieder entgegen, die erfüllt sind von der Freude an der Schönheit der Welt und an der irdischen Existenz. Die weltliche Dichtung besiegt mit strahlender Hinwendung zum Diesseits die düstere Weltabkehr des „finsternen“ Mittelalters. Erst in der Gegenüberstellung mit jener Dichtung des vorangegangenen Jahrhunderts wird man der staufischen in ihrer ganzen Neuheit gerecht.

Die Entstehung dieses neuen Zeitgeistes wäre ohne die Kreuzzüge nicht möglich gewesen. Erst dadurch, daß dem christlichen Ritter eine tätige Aufgabe in der Welt zugewiesen wird, sind die Voraussetzungen für das weltoffene Denken geschaffen, das nun zu einer neuen Lebensauffassung strebt, in der das Christentum nicht mehr wie bisher die beherrschende Rolle spielt, sondern in einen allgemeineren, umfassenden Humanismus miteinbezogen ist. Erst innerhalb dieser großzügigeren Auffassung wird es möglich, das Gefallen an einer bisher für schlecht erklärten Welt mit einem hohen Menschheitsideal in Übereinstimmung zu bringen. Hierbei erhält die Schönheit der Welt ihre Bedeutung nicht um ihrer selbst willen, sondern wird als irdische Verkörperung eines transzendenten Wertes betrachtet. Die Folge dieser Anschauung ist ein dauerndes Streben nach Sublimierung



Walther von der Vogelweide (Miniatur aus der Manessischen Liederhandschrift, Heidelberg).

alles Irdischen, das als charakteristischer Zug der mittelhochdeutschen Dichtung betrachtet werden muß. — Der Kristallisationspunkt dieses staufisch-ritterlichen Lebensgefühls ist die Minne. Von der vorhergegangenen geistlichen Dichtung als teuflische Macht und Todsünde verdammt, wird sie nun zum Mittelpunkt der Dichtung. Auch die Minneauffassung ist bestimmt von der Spannung zwischen Wirklichkeit und Überhöhung, zwischen der Erscheinung der Frau als wirklichem Wesen und ihrer Bedeutung als Symbol für entsinnlichte Sittlichkeit, zwischen der Minne als Streben nach irdischer Erfüllung und ihrer Bedeutung als läuternde Kraft, die nur in ihrer Unerfüllbarkeit sinnvoll ist. An der Aufrechterhaltung dieser „kühnen Anomalie“, wie sie Helmut de Boor bezeichnet, und ihrem späteren Zerfall in dichterischen Realismus und philosophisch überladene Lehrdichtung einerseits, und kirchliche Weltabkehr andererseits, lassen sich Blüte und Niedergang der mittelhochdeutschen Dichtung verfolgen.

Der Begriff „staufische Lyrik“ umfaßt zwei verschiedene Sprachräume: den deutschen und den italienischen. Zwar können Ausdrücke wie „deutsch“ und „italienisch“ nur mit allen Vorbehalten verwendet werden, die sich aus der Übertragung heutiger Bezeichnungen auf einen über sieben Jahrhunderte zurückliegenden Sprachstand ergeben. Doch sind sie gerade für die Stauferzeit gerechtfertigt, denn diese Epoche brachte mit der gedanklichen Erneuerung eine sprachliche Entwicklung von kaum geringerer Bedeutung. Indem der neue Zeitgeist die Sprache zu der ihm gemäßen Form heranbildet, vollendet sich erst der Prozeß der Bewußtwerdung, den dieses neue Denken durchlaufen mußte, und führt dadurch die Nationalsprachen zu einer bisher nie erreichten Höhe.

So entsteht in Italien als höfische Dichtungssprache das „volgare illustre“, das den Ausgangspunkt einer Entwicklung bildet, die über Dantes „dolce stil nuovo“ ohne Unterbrechung zum heutigen Italienisch führt. — Wenngleich es in Deutschland bereits in den vorhergegangenen Jahrhunderten Anfänge einer nach Dialekt sehr verschiedenen nationalsprachlichen Literatur gegeben hatte, so erscheint das klassische Mittelhochdeutsch als die für den gesamten deutschen Sprachraum verbindliche Dichtersprache derart unvermittelt, daß man sie als das Ergebnis einer sprachlichen Revolution bezeichnen möchte. Wie inhaltlich Wandel und Zerfall der Minneauffassung für die Entwicklung der mittelhochdeutschen Lyrik kennzeichnend werden, sind auch Blüte und Niedergang dieser Sprache untrügliche Zeichen. Mit dem Nie-

dergang der Dichtung zerfällt auch die Sprache wieder in eine Vielzahl von Dialekten, aus denen jahrhundertlang keine neue Literatur entstehen kann. –

Neben dem Minnesang entsteht in der Spruchdichtung eine zweite Art der mittelhochdeutschen Lyrik, die hier zumindest erwähnt werden muß. Sie unterscheidet sich vom Minnesang nicht durch die äußere Form, sondern durch den Inhalt, denn hier handelt es sich um politische und zeitgeschichtliche Themen. Doch hat sich außer Walther von der Vogelweide keiner der großen mittelhochdeutschen Lyriker mit der Spruchdichtung befaßt, und so setzt sich mehr und mehr die Ansicht durch, den politisch inspirierten Dichtungen einen Rang außerhalb der Lyrik zuzuweisen, die demnach dem Minnesang gleichzusetzen ist. – Der Themenkreis des Minnesangs ist zwangsläufig begrenzt. Diese inhaltliche Starrheit wird durch die stereotype Wiederholung einiger weniger Motive unterstrichen, die zum Formenreichtum dieser Dichtung in eigenartigem Gegensatz steht. Als auffallendstes Motiv muß die immer wiederkehrende Beschreibung des Frühlings, insbesondere des Monats Mai erwähnt werden. Dutzende von Gedichten beginnen mit dieser Beschreibung, die dann zu dem darauffolgenden Hauptthema in Beziehung gesetzt wird. Die Gedichte des Minnesangs lassen sich nach ihrem Inhalt in einige wenige Gruppen unterordnen: Sehnsüchtige oder stolze Beschreibung der auserwählten Frau, Auflehnung oder resignierte Hinnahme bei unglücklicher Minne, Glück der erhörten Liebe, Klage über die Trennung von der Geliebten, Abschiedsweh – dieser Themenkreis wird kaum einmal überschritten. Doch spiegeln sich trotz dieser Starrheit die Zeitumstände bis zu einem gewissen Maße in ihm wider: so wird die Trennung von der Geliebten z. B. auch dadurch hervorgerufen, daß der Ritter zu einem Kreuzzug aufbrechen muß, und häufig wird der Schmerz über diesen zumindest zeitweiligen Verlust gegen das Heil aufgerechnet, das der Dienst für Christus verschafft.

Eine andere Art der Trennung wird in den „Tagliedern“ besungen, einer aus dem Provenzalischen übernommenen Gattung, die vor allem Wolfram von Eschenbach in seinen lyrischen Dichtungen übernimmt. In der morgendlichen Trennungsstunde kommen abwechselnd Wächter, Herrin und Ritter zu Wort. Hier eine Strophe des Wächters:

„Er muß von hinnen,  
Bald und ohne Säumen:  
Nun laß ihn gehen, holde Frau!  
Laß ihn minnen,  
Wenn er am Abend wiederkommt!  
Daß er jetzt Leib und Ehre nicht verliere!  
Er baut auf meine treue Wacht,  
So daß ich ihm gehorchen muß.  
Jetzt ist es Tag, verrauscht die Nacht,  
Zu der du ihn gewannst durch Freundeskuß.“

Hier zeigt sich die Zwiespältigkeit der mittelalterlichen Minne-auffassung. Der Begriff der Ehre, wesentlicher Bestandteil des vom Ritter angestrebten Höfischkeitsideals ebenso wie der Idealvorstellung der Frau, erscheint in Verbindung mit erhörter Minne ausgehöhlt nur noch als ehrenhaftes Ansehen. – Wirkliche Ehre ist nur bei nicht erhörter Minne möglich, und so zeigt sich, daß der ideale Minnedienst nicht geleistet wird, um die Herrin zu gewinnen, sondern seine Bedeutung als Selbstzweck besitzt: entsprechend dem für die Zeit typischen Streben nach Sublimierung ist er ein mühsamer Weg, auf dem der Ritter dem Ideal höfischer Vollkommenheit nahezukommen versucht, indem er sich am sittlichen Vorbild seines Frauenideals orientiert. Durch die Erhöhung des Liebeswerbens verfehlt die Frau ihre Aufgabe als erzieherisches Ideal, und es ist bezeichnend für die Dichter der „hohen Minne“, Heinrich von Morungen und Reinmar von Hagenau, daß die unausbleiblichen Klagen über die Härte der Frau meist begleitet werden von der Erkenntnis, daß der aufgezwungene Verzicht sie dem höfischen Ideal näher bringe. Niemals wird die Erhabenheit der Frau, die Richtigkeit ihres Verhaltens in Frage gestellt – allenfalls wird die Minne selbst, die in der mittelalterlichen Lyrik meist personifiziert erscheint, als ungerechte, leidbringende Gottheit angeklagt. – Doch kann nicht übergangen werden, daß sich neben dieser idealen Auffassung der „hohen Minne“ gerade bei Heinrich von Morungen Gedichte finden, in denen die Freude über erhörte Liebe, allerdings in der Distanz z. B. eines (Wunsch)-Traumes, besonders lebhaft wiedergegeben wird.

Walther von der Vogelweide bringt die entscheidende Wende im Minnesang, indem er dem Ideal der ritterlichen Herrin bewußt ein irdisches, natürliches Frauenbild entgegenstellt. Dadurch wird auch die Auffassung von der Minne als läuternder Kraft

ungütig, und mit dieser Wandlung führt Walther die Dichtung aus ihrer zu starr gewordenen Thematik heraus und schafft die frohesten und lebensvollsten Gedichte der mittelhochdeutschen Lyrik, die bis heute nichts von ihrer Frische eingebüßt haben:

Unter der Linden  
an der Heide,  
wo unser beider Bette was,  
da möget ihr finden,  
wie wir beide  
die Blumen knickten und das Gras.  
Vor dem Wald in einem Tal  
tandaradei!  
sang so süß die Nachtigall.  
Ich kam gegangen  
zu der Aue:  
mein Allerliebster war schon dort.  
Da ward ich empfangen,  
hehre Fraue,  
daß ich bin selig immerfort.  
Küßt er mich? oh, manche Stund!  
tandaradei!  
seht, wie rot mir ist der Mund!

Diese Verbindung von höchster lyrischer Kunst und durchweg irdischer Minneauffassung schafft Walther seine besondere Stellung in der mittelhochdeutschen Dichtung. Kein anderer hat nach ihm diese Höhe zu halten vermocht – die späteren Dichtungen sind entweder leblose Nachahmungen des hohen Minnesangs, wie etwa bei Ulrich von Lichtenstein, oder Weiterentwicklungen in Richtung auf einen dichterischen Realismus, so zum Beispiel die Lieder des Tannhäuser.

Als Kaiser Friedrich II. im Jahre 1220 bei seiner Rückkehr aus Deutschland die sizilische Dichterschule gründete, stand der deutsche Minnesang in seiner letzten Blüte; doch obwohl Dichter wie Gottfried von Neifen und Otto von Bodenlauben im kaiserlichen Gefolge nach Süden kamen, hat die nun beginnende staufisch-sizilische Lyrik ihre wesentlichen Impulse schwerlich von der mittelhochdeutschen Dichtung empfangen. Vielmehr muß auch sie als neue, eigenständige Äußerung jenes charakteristischen Lebensgefühls der Zeit betrachtet werden, die nun unter den besonderen Bedingungen der sizilischen Schule ihr eigenes

Gesicht erhielt. – Während die mittelhochdeutsche Dichtung von einzelnen Vertretern des Rittertums getragen wurde, aus dem sie hervorgegangen war, ist die sizilische Lyrik das Werk einer geschlossenen Dichtergruppe, deren Mitglieder durchaus nicht nur Ritter sind. Es ist vielmehr typisch für diesen Kreis, daß er aus Beamten des kaiserlichen Hofes besteht, unter denen sich neben den Adligen auch bürgerliche Juristen befinden, die in der Dichtung nicht ihre Hauptaufgabe sehen, sondern sie einzig als Bestandteil der höfisch-gesellschaftlichen Unterhaltung betrachten. Dies zeigt sich auch in der Bedeutung, die dem „Volgare“, der zum Ausdrucksmittel dieser neuen Dichtung erhobenen sizilischen Volkssprache, zugemessen wird. Anders als das Mittelhochdeutsche, das mit seiner Literatur die bisherige lateinische Dichtung verdrängte, wird das „Volgare“ als Sprache, die ausschließlich für die Gesellschaftsdichtung verwendet wird, neben das Lateinische gestellt, das nach wie vor als Ausdrucksmittel für ernstere Gedanken dient, und an dessen Vorbild die neue Sprache veredelt wird. Die Dichter des sizilischen Kreises beherrschen alle das Lateinische und gerade die, die sich um das „Volgare“ die meisten Verdienste erwerben, wie z. B. Petrus de Vinea, sind zugleich hervorragende lateinische Stilisten. So wird die Volgare-Dichtung zunächst bewußt als gefällige, aber oberflächliche Kunst gepflegt, deren Hauptthema das gleiche ist, wie das des mittelhochdeutschen Minnesangs. Die hier ausgedrückte Liebesauffassung ist vergleichbar mit der Walthers, in der die Frau zwar als Herrin verehrt wird, zugleich aber dem Dienen des Mannes den Lohn schuldig ist, auf den er gerechten Anspruch erhebt. Auch der leichte schelmische Ton, den Walther in manchen seiner Dichtungen durchklingen läßt, findet sich hier wieder – beispielsweise in einem Gedicht König Manfreds, das die Verehrung für eine tugendhafte Frau zum Ausdruck bringt und mit der Ermahnung schließt, den Dichter nicht zu lang auf seinen Lohn warten zu lassen: „ . . . Doch ihr verdient, da ihr so tugendreich, an Liebe mehr, als dienend ich kann geben.“ – Durch diese von vorne herein ent-idealisierte Liebesauffassung ist die sizilische Dichtung auch nicht der Gefahr der gedanklichen Schematisierung ausgesetzt, die die mittelhochdeutsche Lyrik manchmal ermüdend macht. Die neuen Themen, die sich durch die Auffassung der Frau als menschlichem Wesen mit einer von Fall zu Fall verschiedenen Persönlichkeit bieten, werden in episodenhaften, szenischen Gedichten dargestellt, deren Lebhaftigkeit und Bilderreichtum in der mittelhochdeutschen Dichtung

kaum zu finden ist. Vollends undenkbar wäre dort ein Gedicht wie das des Reinald von Aquino – dem Bruder des hl. Thomas – in dem sich ein junges Mädchen in der Frühlingszeit an die Liebe wendet mit der Bitte, sie möge ihr doch endlich einen Geliebten schicken, dem sich ihr Herz willig ergeben könne! Daß diese Kunst, die zunächst nur als gesellschaftliche Spielerei geschaffen und betrieben wurde, weit über den Bereich der Liebesdichtung hinaus zum eigentlichen Ausdruck des staufischen Lebensgeistes wurde, zeigt eines der wenigen erhaltenen Gedichte des Königs Enzo, mit dem er der untergehenden Epoche ein bleibendes Denkmal gesetzt hat:

Zeiten kommen, die führen zu Sternen,  
Zeiten, die sich in Abgründe senken.  
Zeiten zu lauschen, Zeiten zu lernen,  
Zeiten zu reden und Zeiten zu denken,  
Zeiten zu sorgen für Dinge in Fernen.  
Zeiten, den Tadler nicht zu verlachen,  
Zeiten, vor Drohungen nicht zu erschrecken,  
Zeiten, um über die Ehre zu wachen.



*Konradin von Hohenstaufen*

MAILIED

Ich freu' mich mancher Blumen rot,  
die uns der Maie bringen will,  
die stunden erst in großer Not,  
der Winter tat ihnen Leides viel.  
Der Mai will uns ergötzen wohl,  
mit manchem wonniglichem Tag:  
darum ist alle Welt gar freudenvoll.

Doch was nützt mir die Sommerzeit,  
was helfen mir die lichten langen Tage,  
da eine Fraue nur mir Trost verleiht,  
um die ich tiefes Herzleid trage.  
Wollt sie mir geben Zuversicht,  
wie stünde das ihr lieblich an,  
und brächte mir viel Freude.

Doch wenn die Liebste mich verläßt,  
so hat mein Freud' ein Ende,  
weh mir! dann sterb ich fast vor Leid,  
weil ich sie einst so liebte.  
Ich weiß nicht, Fraue, was die Minne sinnt:  
mich läßt die Liebe sehr entgelten,  
daß ich an Jahren noch ein Kind.

*Lore Sporhan-Krempel*

DIE FRAUEN UND TÖCHTER DER STAUFER

Über dem Ursprung der Staufer liegt heute noch ein Schleier, viele Vermutungen wurden ausgesprochen, aber keine war endgültig zu beweisen. Mit einem Friedrich ohne Beinamen taucht das Geschlecht aus der Anonymität auf. Dessen Sohn, auch ein Friedrich, wird schon „von Büren“ geheißen, und in Büren – Beuren – soll auch das erste feste Haus der Familie gestanden haben. Friedrich von Büren verheiratete sich ungefähr um die Mitte des 11. Jahrhunderts mit Hildegard von Egisheim. Ihre Familie gehörte zum hohen Adel und hatte große Besitzungen im Elsaß. Ein Verwandter des Hauses trug als Leo IX. die

päpstliche Tiara. Wenn der „von Büren“ um eine Frau aus einer solchen Familie werben konnte, mußte auch er selbst ein Mann von Ansehen und Bedeutung gewesen sein. Er gewann durch diese Ehe weitere Besitzungen und wichtige verwandtschaftliche Beziehungen. Hildegard von Büren-Egisheim starb gegen Ende des 11. Jahrhunderts. In ihrer Heimat hatte sie in Schlettstadt eine Kirche gegründet, die der heiligen Fides geweiht war. Dort wurde die Gräfin auch beigesetzt. Als das Gotteshaus 1892 restauriert wurde, fand man die Grabstätte der Hildegard wieder auf. Anfangs vermutete man übrigens auch, es könnte sich bei der Toten um eine Tochter der Hildegard handeln, doch stimmen die meisten Forscher heute darin überein, daß in dem Grab Hildegard selbst bestattet worden war. Da die Gräfin vermutlich an einer ansteckenden Krankheit, vielleicht an der Pest, gestorben war, hatte man den toten Körper seinerzeit mit ungelöschtem Kalk überschüttet. Dem ist es zu verdanken, daß ihre Züge erhalten geblieben sind. Man goß nämlich die Hohlform aus, die sich in der Kalkmasse gebildet hatte, ähnlich wie man bei den Ausgrabungen in Pompeji verfuhr. So kennen wir heute das Antlitz der Hildegard von Egisheim-Büren, ein edles und großartiges Gesicht und es berührt seltsam, daß der einzige mittelalterliche Mensch, den wir so unmittelbar schauen können, gerade zu den Ahnen des staufischen Geschlechts zählt.

Von den Kindern Friedrichs und Hildegards traten die Söhne Konrad und Friedrich in die Dienste Kaiser Heinrichs IV., des Saliers. Besonders Friedrich stand treu zum Kaiser in dessen schweren Auseinandersetzungen mit dem Papst und in den harten Kämpfen mit den aufständischen Fürsten. Der Kaiser würdigte diese Treue und gab dem Staufer seine einzige Tochter Agnes zur Frau und das Herzogtum Schwaben als Mitgift (1079). So war im raschen Aufstieg des Geschlechts ein unmittelbares Band zum kaiserlichen Haus selbst geknüpft worden. Man weiß von der Kaisertochter nicht viel. Eine Sage bringt sie mit der Gründung der großartigen romanischen Johanneskirche in Schwäbisch Gmünd in Verbindung. Die Herzogin habe einmal auf der Jagd ihren Ehering verloren, wird erzählt, und gelobt, sie wolle an dem Ort, wo sie ihn wiederfinde, eine Kirche errichten. Als der Ring tatsächlich wieder zum Vorschein gekommen sei, habe die Herzogin ihr Versprechen eingehalten. Da die Staufer ihre Grablege im Kloster Lorch nahe Schwäbisch Gmünd hatten, ließe sich eine Beziehung zu der Stadt wohl denken.

\* Siehe Seite 8.

Schwäbisch Gmünd, romanische Madonna an der Johannes-Kirche. ▶



Johannes-Kirche, gestiftet von Agnes von Staufen, Tochter Kaiser Heinrichs IV., Gattin Friedrichs des Alten, des Erbauers der Burg Hohenstaufen und des Klosters Lorch. ▼



Agnes ging nach dem Tod Herzog Friedrichs eine zweite Ehe ein mit Markgraf Leopold von Österreich aus dem Haus der Babenberger. Kinder dieses Paares waren u. a. Heinrich Jasomirgott und der spätere Bischof Otto von Freising, die im Leben Barbarossas eine Rolle spielten.

Der Urenkel der Hildegard, der Enkel der Agnes wurde als Friedrich I. – die Italiener nannten ihn Barbarossa – im Jahr 1152 zum deutschen König gewählt. Seine Mutter war Judith aus dem oberschwäbischen Hochadelsgeschlecht der Welfen; diese waren lange Zeit die erbittertsten Feinde der Staufer gewesen. In Friedrich vereinigten sich Staufer und Welfen, und auch für sein Leben war die Mutter von schicksalhafter Bedeutung. Bischof Otto von Freising, Freund und Chronist des Staufers, berichtet nämlich: „Die Fürsten richteten bei ihrer Wahl ihr Augenmerk nicht nur auf den regen Eifer und die Tüchtigkeit dieses Jünglings, sondern auch darauf, daß er als Angehöriger beider Familien (Staufer und Welfen), einem Eckstein gleich, die Kluft zwischen den zwei Mauern schließen könne.“

Als Friedrich zum König gewählt wurde, war er bereits verheiratet mit Adela von Vohburg. Bald nach der Krönung ersuchte er den Papst, diese Ehe wegen allzunaher Verwandtschaft der Eheleute zu trennen. Das war freilich nur ein durchsichtiger Vorwand, doch entsprach der Papst Friedrichs Bitte. Zu dieser Zeit lebte in Burgund eine reizende Prinzessin namens Beatrix, die Alleinerbin ihres Landes war und unter der Vormundschaft ihres herrschsüchtigen Onkels mancherlei zu leiden hatte. Diese Beatrix von Burgund wählte Friedrich zur zweiten Gattin. Fest steht, daß der Kaiser durch diese Verbindung viele Vorteile für sich sah, ebenso fest steht aber auch, daß er Beatrix wirklich liebte. „Er empfing mit der liebenswertesten Frau seiner Zeit die gewaltige Mitgift von 5000 Rittern, ein blühendes, bisher dem Reich nur der Form nach zugehöriges Land und feste Stützpunkte jenseits der Alpen bei Turin“ (Wahl, Barbarossa). Die junge Braut wurde in Worms zur Königin und Kaiserin gekrönt, die Hochzeit feierte man mit festlichem Gepränge und großer Gästezahl 1156 in Würzburg. Friedrich gewann aber durch diese Ehe weit mehr als nur eine schöne Frau und großen Landbesitz. Erst durch den Einfluß der jungen Kaiserin, die die burgundische Lebensart am deutschen Kaiserhof einführte, bildete sich dort ein „gesellschaftliches Leben“, das weithin ausstrahlte. Beatrix war liebenswürdig, witzig und geistreich, sie beherrschte die Kunst des Lesens und Schreibens wie ein Mönch und sprach mehrere Spra-



Beatrix von Burgund, 2. Gemahlin Friedrichs I.  
(Skulptur vom Kastell Lagopesole, in der die  
Legende das Antlitz der Kaiserin erkennen  
will.)

chen. Gewöhnt, sich Lieder vortragen zu lassen, führte sie diese Sitte auch am Kaiserhof ein. Provenzalische Troubadours gingen bei ihr aus und ein. Bald traten auch deutsche Dichter mit Liedern und Gedichten hervor. Die ersten Blüten des deutschen Minnesangs entfalteten sich in der Umgebung von Friedrich und Beatrix. Die Neigung zu Dichtung und Musik, das große Kunstverständnis, das man von diesem Zeitpunkt an bei vielen Stauern beobachten kann, stammt aus dem geistigen Erbe der Beatrix von Burgund. Doch das Wesen der Kaiserin erschöpfte sich keineswegs in diesen schöngestigen Bestrebungen. Sie besaß ein mitfühlendes Herz für die Not ihrer Mitmenschen, machte zahlreiche milde Stiftungen und führte nicht umsonst den Zunamen „die Gütige“. Dabei war sie keine weichliche Dame, sie konnte fechten und reiten und ertrug, wenn es notwendig war, auch große Strapazen. Als der Kaiser, durch die Verhältnisse gezwungen, viele Jahre in Italien bleiben mußte, kam die Kaiserin über die Alpen zu ihm und verließ ihn nicht mehr. Getreulich und unermüdlich zog sie an seiner Seite durch das Land, nicht nur „Herrin“, sondern auch „Gefährtin“ im wahrsten Sinne des Wortes. Wenn man in Barbarossa die Idealgestalt des Rittertums sieht – und viele seiner Zeitgenossen taten das – so steht die Kaiserin ihm ebenbürtig zur Seite als Inbild der „Herrin“ und „Fraue“. Wie Morgenschein leuchtet es um das Kaiserpaar; für eine kurze Zeitspanne hatten alle Dinge die rechte „Mazze“: der Mann, die Frau und ihre Zusammengehörigkeit.

Friedrich und Beatrix hatten fünf Söhne. Für den Thronfolger Heinrich gelang es dem Kaiser, in Konstanze von Hauteville (Altavilla) eine Gemahlin aus dem Haus der großen Normanenkönige von Sizilien zu gewinnen. Konstanze war die Tochter

Rogers II. Zur Zeit ihrer Eheschließung regierte ihr Neffe, Wilhelm II., über Sizilien. Er war kinderlos und schien es auch zu bleiben. So war Konstanze zur Erbin des Königreichs erklärt worden. Wer sie heiratete, konnte also vielleicht einmal Sizilien gewinnen. Politisch gesehen, schien diese Heirat ein guter Schachzug zu sein, aber es wurde keine gute Ehe daraus. Der Kaisersohn war elf Jahre jünger als die Braut, ihm fehlte die herzugewinnende Art des Vaters, er war schärfer, härter, düsterer, wenn vielleicht auch gewaltiger als Barbarossa. Konstanze aber blieb zeitlebens in ihrer Gesinnung Normannin und ihrer sizilischen Heimat verhaftet; es mag sein, daß sie ihren deutschen Gatten zuletzt sogar gehaßt hat. Es wird erzählt, daß sie vor ihrer Eheschließung habe Nonne werden wollen. Die Hochzeit des Thronfolgerpaares wurde mit allem Prunk in Mailand gefeiert. Der Kaiser und Kronprinz Heinrich zogen mit einer großen Anzahl Fürsten und Herren, die aus Deutschland und Italien gekommen waren, der Braut entgegen und holten sie ein. „Die Hochzeit fand am 27. Januar 1186 statt, es war ein Ruhmestag für das Reich“, schreibt der Chronist Otto von St. Blasien.

Konstanze empfing mit Heinrich zusammen nach dem Tod Barbarossas in Rom die Kaiserkrone. König Wilhelm von Sizilien war schon im November 1189 kinderlos gestorben. Damit war der Erbfall eingetreten, und Konstanze wurde Königin von Sizilien. Doch die sizilischen Barone weigerten sich, den stauischen Gemahl ihrer Königin anzuerkennen. Heinrich mußte seine Ansprüche mit Gewalt durchsetzen. Mehrere Male empörten sich die Sizilianer gegen ihn, zuletzt munkelte man, daß selbst die Kaiserin auf der Seite der Rebellen stünde. Heinrich verschärfte jedesmal die Strafen gegen die Aufrührer und zwang die Kaiserin zuzusehen, wie ihre Verwandten und Freunde getötet wurden. Kein Wunder, daß die Eheleute nicht mehr zueinander fanden. Daran änderte auch die Geburt des lange ersehnten Thronfolgers – des späteren Friedrichs II. – im Jahr 1194 nichts mehr. Er war das erste und einzige Kind des Kaiserpaares. Da seine Mutter bei der Geburt schon beinahe vierzig Jahre alt war, hielt sie es für richtig, das Kind in aller Öffentlichkeit zur Welt zu bringen, damit niemand später von einer etwaigen Unterschlebung reden könne. Als der Kaiser im Herbst 1197, erst 32 Jahre alt, einer Darmerkrankung zum Opfer fiel, blieb die Kaiserin in Sizilien. Da unmittelbar nach Heinrichs Tod in Deutschland und Italien Parteikämpfe und Thronwirren ausbrachen, suchte sie ihrem kleinen Sohn wenigstens sein mütter-



Erinnerung an die Trauung Heinrichs VI. mit Konstanze am 27. Februar 1186 in S. Ambrogio zu Mailand.

liches Erbe zu erhalten. An Deutschland hatte sie keine Bindungen, und was aus seinen dortigen Ansprüchen wurde, kümmerte sie nicht. Sie gab Sizilien in die Oberhoheit des großen Papstes Innozenz III. und ernannte ihn zugleich zu Friedrichs Vormund. Sicherlich tat sie das, weil es ihr notwendig und richtig schien, aber doch legte sie mit dieser Regelung den Grund zu dem harten Kampf, den ihr Sohn später mit dem Papsttum austragen mußte und der schließlich zum Untergang des staufischen Hauses führte. Konstanze starb 1198 und wurde im Dom zu Palermo beigesetzt. War es ein unheilvolles Erbe, das sie den Staufern zugebracht hatte? Die Antworten mögen schwanken. Aber wäre Friedrich II. ohne die geistige und materielle Mitgift seiner normannischen Mutter wohl zum „Wandler und Staunen der Welt“ geworden? Nach Heinrichs VI. Tod wurde Otto, der Sohn Heinrichs des Löwen, von einem Teil der deutschen Fürsten zum König gewählt. Andere wandten sich Philipp, dem jüngsten Barbarossa-sohn zu. Dieser war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt gewesen, hatte ihn aber verlassen, als zwei seiner Brüder frühzeitig gestorben waren. Er war mit Irene Angelina vermählt,

der schönen griechischen Kaisertochter, die er als junge Witwe am Hof zu Palermo gefunden hatte. Später nannte sie sich auch Maria. Als Walther von der Vogelweide das Königspaar am Weihnachtsfest 1199 in Magdeburg beim Kirchgang sah, besang er Irene als die „Rose ohne Dornen, die Taube sonder Galle“. Philipp und Irene führten eine glückliche Ehe, aber sie währte nur kurz. Der junge Stauferkönig wurde 1208 in Bamberg von Pfalzgraf Otto von Wittelsbach ermordet, wahrscheinlich wegen eines Heiratsversprechens, das nicht eingehalten worden war. Für Irene war das ein unsagbar harter Schlag. Sie hatte mit Philipp vier Töchter, ein fünftes Kind war unterwegs. Hilflos stand sie als Fremde den Wirren in Deutschland gegenüber, die nach des Königs Tod von neuem ausbrachen. In ihrer eigenen Familie hatte sie schweres Leid erfahren, ihr Vater, Kaiser Isaak Angelos, war entthront und geblendet worden, ihr Bruder gefangen. Zwar hatte er entfliehen können, er hatte sogar seine Schwester in Deutschland besucht, aber den Thron konnte er nicht zurückgewinnen. So ist es nicht verwunderlich, daß eines der letzten Dokumente, die Irene ausfertigte, mit den schwermütigen Worten beginnt: „Unbegreiflich sind viele Gerichte Gottes.“ Mitleidig berichtete der Chronist: „Als die Königin den Tod ihres Mannes erfuhr, erkannte sie, daß ihr als Ausländerin mit ihm der einzige Trost geraubt worden sei. Sie war zudem schwanger und so häufte sich ihr Leid auf Leid. Man brachte sie eiligst auf die Burg Staufen, wo sie mit einer Frühgeburt niederkam und zugleich mit dem Kinde ihr Leben einbüßte. Man überführte ihre Leiche nach Lorch und gab ihr daselbst ein ruhmvolles Begräbnis.“ Als die „Rose ohne Dornen, die Taube sonder Galle“ lebt sie in der Erinnerung des Volkes weiter, und der schwäbische Dichterprälat Karl Gerok hat ihr eines seiner volkstümlichen Gedichte gewidmet. Vom Schicksal ihrer Töchter soll später berichtet werden.

Der junge Friedrich von Hohenstaufen, der in Palermo aufwuchs, hatte Mühe, sich in Sizilien zu halten, er konnte nicht daran denken, seine Interessen in Deutschland wahrzunehmen; dort war der Stern des Welfen Ottos IV. nach Philipps Tod wieder im Steigen.

Im Dom zu Palermo auf Sizilien stehen in feierlichem Schweigen die Sarkophage der normannischen und staufischen Herrscher. Auch zwei kaiserliche Frauen ruhen dort, beide heißen Konstanze, beide haben sie enge Beziehungen zu Friedrich II. Die eine ist seine Mutter, die Königin von Sizilien, die andere





Irene, Gattin Philipps von Schwaben (Gegenstück zur Plastik des Königs s. S. 69).

seine erste Frau, Konstanze von Aragon. „Einst war ich die Königin von Sizilien, jetzt wohne ich hier, Konstanze Augusta, die deine, Federico“, steht in Latein auf dem Sarkophag der Aragonesisin<sup>1</sup>. Es klingt ein Herzton aus diesen Worten, der auch uns Heutige noch berührt wie ein ferner, lang verwehter Klang von der Zuneigung zwischen zwei Menschen. Friedrich II. war dreimal vermählt, und keine seiner Frauen hat er aus Liebe geheiratet, sondern es waren immer politische Erwägungen und

Anmerkung 1: Das Distichon, das der Kaiser selbst verfaßt haben soll, lautet im Urtext:

„Sicaniae regina fuit, Constanzia conjunx  
Augusta, hic habito nunc, Federice, tua.“

Notwendigkeiten, die zu diesen Ehen geführt haben. Konstanze hat er sich nicht einmal selbst gewählt. Sie wurde ihm von seinem päpstlichen Vormund ausgesucht und zugeführt, als der junge Staufer knapp 15 Jahre alt war. Zehn Jahre älter als der Bräutigam, war die aragonesische Prinzessin bereits Witwe. Sie war mit dem König von Ungarn verheiratet gewesen, der kurz zuvor gestorben war. Es ist wohl verständlich, daß sich Friedrich anfangs dieser Ehe widersetzte. Da ihm aber die junge Frau eine Mitgift von 500 spanischen Rittern zubringen sollte, die für ihn in seiner damaligen Lage eine bedeutende Macht darstellten, willigte er schließlich in die Heirat. Auf seine politischen Entscheidungen, auf sein persönliches Leben hat keine seiner Frauen Einfluß gehabt, auch nicht Konstanze. Sie mag ihm manches über provenzalische Dichtkunst und Musik vermittelt haben, doch hielt sie keinen „Hof“, wie es seinerzeit Kaiserin Beatrix getan. Dafür war auch Friedrichs Leben in diesen Jahren viel zu turbulent. Bald nach der Geburt seines Sohnes, der Heinrich genannt wurde (und später als deutscher König eine unglückliche und tragische Rolle spielte), brach Friedrich zu seinem Zug nach Deutschland auf, wo er die staufische Herrschaft zurückgewann und lange blieb. Nach einiger Zeit ließ er Konstanze und den kleinen Sohn nachkommen. Sie wurde mit ihm 1220 in Rom zur Kaiserin gekrönt. Aber schon 1223 starb sie, ohne außer dem Sohn weitere lebende Kinder zu hinterlassen. In einer vierzehnjährigen Verbundenheit mag zwischen den Ehegatten eine Bindung entstanden sein, die wohl mehr den Charakter der Freundschaft als der Liebe hatte. Ein Nachklang davon findet sich in der doch nicht gewöhnlichen Grabschrift der Kaiserin Konstanze im Dom zu Palermo.

Auch Friedrichs zweite Ehe mit der kindlichen Jolande (Isabella) von Jerusalem war aus rein politischen Erwägungen geschlossen worden. Ihr Vater, Johann von Brienne, ein französischer Edelmann, war aus Frankreich übers Meer gekommen und hatte die Erbin des Königreichs Jerusalem geheiratet. Sie war nach der Geburt ihres ersten Kindes, eben Jolandes, gestorben. Der Titel „Königin von Jerusalem“ und das Anrecht auf das Königreich waren auf das Kind übergegangen. Als Friedrich sich mit der Prinzessin verlobte, war sie dreizehn Jahre alt. Auf der Versammlung in Ferentino, auf der sich Papst und Kaiser, geistliche und weltliche Herren zu Beratungen über einen künftigen Kreuzzug trafen, wurde beschlossen, daß alle Eroberungen im Heiligen Land dem künftigen König von Jerusalem zufallen

sollten, und Friedrich stellte die Bedingung, daß er und kein anderer durch die Ehe mit Jolande „König von Jerusalem“ würde. Der Kaiser ließ darnach die junge Prinzessin festlich einholen. Nachdem sie im Dom zu Tyrus zur Königin von Jerusalem gekrönt worden war, fuhr sie, begleitet von vielen Galeeren, nach Brindisi, wo sie am 9. November 1225 ankam. Noch am gleichen Tag wurde die Hochzeit gefeiert. Sofort am nächsten Morgen nahm Friedrich den Titel eines Königs von Jerusalem an. Es kam darüber zu schweren Streitigkeiten mit seinem Schwiegervater, Johann von Bienne, der diesen Titel selbst für sich auf Lebenszeit beanspruchte. Da er ihn aber nur als Witwer der einstigen Königin von Jerusalem – Jolandes Mutter – führte, mußte er schließlich nachgeben. Kein Wunder, daß sich um diese Hochzeit und Ehe Friedrichs die seltsamsten Gerüchte bildeten. So hieß es, der Kaiser habe an der kleinen Braut keinen Gefallen gefunden, er habe sie eingekerkert und mit einer ihrer schönen Hofdamen die Hochzeit gefeiert. Auf jeden Fall war von Friedrichs Seite keine Spur einer Zuneigung zu bemerken, die über das rein Konventionelle hinausgegangen wäre. Gleich nach der Hochzeit ließ er der jungen Frau ein Kastell bei Salerno zum Wohnsitz anweisen, wo sie in orientalischer Zurückgezogenheit lebte. Siebzehnjährig starb sie 1228 an der Geburt eines Sohnes, des späteren Königs Konrad IV., dem sie Titel und Anspruch auf das Königreich Jerusalem vererbte. Friedrich II. wußte diese Rechte auf seinem Kreuzzug dann sehr wohl zu gebrauchen. Man könnte fast sagen, er habe die kleine Jolande nur deshalb geheiratet, um sich eine gewisse rechtliche Handhabe für die Einmischung im Heiligen Land zu verschaffen.

Die dritte Gemahlin Friedrichs stammte wieder aus einem großen europäischen Haus, sie war eine englische Königstochter aus der Familie Plantagenet, die Schwester des englischen Königs Heinrich III. Beinahe wäre sie nicht des Kaisers Frau, sondern seine Schwiegertochter geworden, denn für kurze Zeit erwog man in Deutschland, sie mit Friedrichs Sohn Heinrich aus erster Ehe zu verheiraten. Aber Friedrich verwarf diesen Plan. 1235 warb er selbst um die Prinzessin. Er weilte zu jener Zeit in Deutschland, wohin er gekommen war, um seinen Sohn Heinrich, der sich gegen ihn empört hatte, als deutschen König abzusetzen und ihn zu bestrafen. Diese dritte Hochzeit des Kaisers wurde in Deutschland gefeiert. Isabella war 21 Jahre alt, schön, höfisch erzogen und machte durch ihren Charme, der mit Bescheidenheit gepaart war, auf alle tiefen Eindruck. Begleitet von einer großen Schar

Ritter aus dem englischen Hochadel, ausgestattet mit einer reichen Mitgift, kam sie übers Meer. In Antwerpen erwarteten sie Friedrichs Abgesandte, von dort aus führte die Reise nach Köln. Musikkapellen gingen dem Zug voraus. Überall wurde die kaiserliche Braut festlich empfangen. In Köln kamen ihr die Bürger vor den Mauern mit Palmwedeln in den Händen entgegen. Als besondere Attraktion für die Königstochter hatten sie sich ein Spiel ausgedacht: „Schiffe, von unsichtbaren Pferden gezogen, fahren, scheinbar auf der Straße rudern, vorbei.“ Auf den Balkonen der Häuser in der Stadt drängten sich die Frauen und beugten sich über die Geländer, um das Gesicht der neuen Kaiserin zu sehen. Als Isabella dies bemerkte, nahm sie lächelnd Hut, Schleier und Kopfbinde ab, damit die Bürgerinnen ihre Neugier stillen konnten. Vom Kaiser, der sehr empfänglich für Frauenschönheit war, wird berichtet, er habe sie, entzückt von ihrem Anblick, aufs beste willkommen geheißen und sei besonders erfreut gewesen, als er ihre Klugheit und ihre lebenswürdige Art der Unterhaltung erkannt habe. Sorgfältig hatte er die Stunde des Beilagers von seinen Hofastrologen berechnen lassen. „Gib gut acht auf dich“, sagte er nach der Vermählung zu der jungen Frau, „du trägst einen Kaisersohn unter dem Herzen.“ Die Sterndeuter hatten richtig vorausgesagt. Die Kaiserin brachte einen Sohn zur Welt, der jedoch noch im Säuglingsalter starb. Isabella lebte, wie es zwar am sizilischen Hof für Frauen Sitte, aber für eine europäische Fürstin ungewöhnlich war, ziemlich zurückgezogen. Doch erschien sie öfters als ihre Vorgängerin mit dem Kaiser zusammen in der Öffentlichkeit. Auch nahm sie in bescheidenem Maß am geistigen Leben des Hofes teil. Zu ihrer Erheiterung wurden öfters in den sizilischen Schlössern, in denen sie wohnte, orientalische Feste veranstaltet. Als einst ihr Bruder Richard von Cornwall zu Besuch kam, traten zwei schöngewachsene Sarazeninnen auf, die auf vier Kugeln rollten, eine jede auf zwei und nach dem Takt von Tambourinen und Kastagnetten die biegsamen Körper schlangen. Manchmal ist sich Isabella wohl vorgekommen wie eine der Prinzessinnen aus einem orientalischen Märchen, was sie zugleich bezaubert und auch bedrückt haben mag. Auch ihr war kein langes Leben vergönnt. 1241 starb sie an der Geburt eines Sohnes. Friedrich ließ sie im Dom zu Andria beisetzen, wo auch seine zweite Frau begraben war, zu Füßen von Castel del Monte, seines schönsten Schlosses in Apulien. Isabella hinterließ eine Tochter, Margarete, und einen Sohn, Heinrich d. J.

Der Kaiser war ein Freund der Frauen, und neben seinen Kindern aus den drei legitimen Ehen hatte er noch mehrere Nachkommen aus freien Verbindungen, Söhne und Töchter, die alle an seinem Hof aufwuchsen. In der Zeit zwischen seiner zweiten und dritten Ehe verband er sich mit Bianca Lancia, einem sehr schönen Mädchen aus der hochadeligen Familie der Markgrafen von Piemont. Die Männer dieses Hauses spielten als Anhänger der Staufer besonders unter Manfred eine Rolle. Für die Kinder aus dieser Verbindung zeigte Friedrich eine große Liebe, und man schließt wohl richtig, wenn man dies auch auf die besondere Zuneigung zu ihrer Mutter zurückführt. Vor allem an dem strahlend schönen Manfred hing der Kaiser mit väterlicher Zärtlichkeit. Vielleicht in erster Linie, um ihm gewisse Erbensprüche zu sichern, vermählte er sich nach dem Tod der Isabella von England morganatisch mit Bianca. Lange Jahre blieb diese Ehe geheim, wie die Chronisten berichten. Friedrich verschaffte Bianca ein reiches Widum, und auch das beweist, wie nahe sie ihm stand. Sonst freilich wissen wir wenig von ihr.

Seinen Liebling Manfred verheiratete der Kaiser um 1248/49 mit Beatrix von Savoyen; auch hier wieder mußte sich ein sehr jugendlicher Staufer um politischer Vorteile willen mit einer viel älteren Frau verbinden. Wie lange diese Ehe dauerte, ist nicht genau bekannt, aber als Manfred 1258 in Palermo zum König von Sizilien gekrönt wurde, war Beatrix wahrscheinlich schon gestorben.

Fast zwangsläufig war Manfred durch seine Stellung genötigt, seine Blicke nach dem nahen Orient zu richten. Um die Kirche günstig für sich zu stimmen, wollte er das bedrohte romanische Kaiserreich in Byzanz unterstützen und wiederherstellen. Dazu brauchte er aber vor allem Freunde und Bundesgenossen auf der Balkanhalbinsel. So beschloß er, um eine der Töchter des „Despoten“ Michael von Epirus, der aus einer Seitenlinie des Kaisergeschlechts der Angelos stammte, zu werben. Der Fürst hatte zwei schöne Töchter. Manfreds Wahl fiel auf Helena. Michael, der selbst von den Herrschern von Nicäa bedrängt wurde, stimmte der Ehe freudig zu, da ihm der staufische Schwiegersohn als Bundesgenosse höchst willkommen war. Er gab Helena als Mitgift die Insel Korfu und verschiedene Städte auf dem Festland an der Westküste Griechenlands. Im Sommer 1259 schiffte sich die Prinzessin ein und kam mit einem großen Gefolge von Damen und Rittern nach Trani, wo Manfred sie

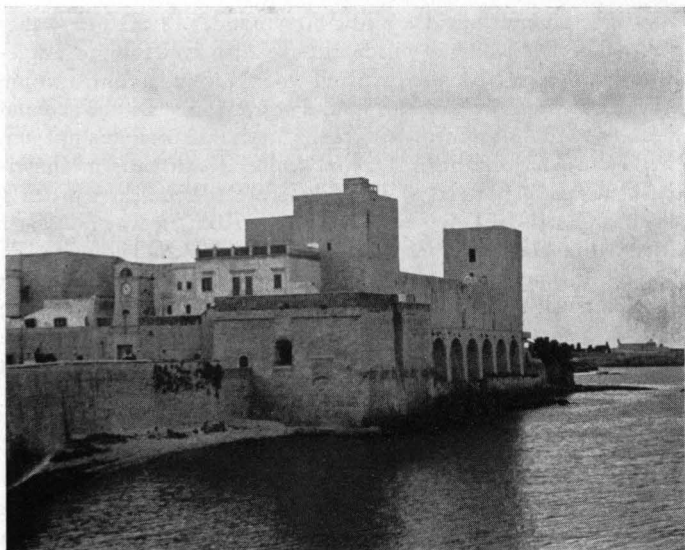
erwartete und alles schon zur Hochzeit bereit war. Die kaum siebzehnjährige Helena war sehr anmutig und von edler Art, wie die Chronisten erzählen, die auch ihre Güte und Klugheit rühmen. Manfred war zu beneiden: er war zwar wieder eine politische Heirat eingegangen, fand aber darüber hinaus noch ein reiches persönliches Glück. Helena teilte seine Liebe für Gesang und Dichtkunst; anders als die Frauen ihres Schwiegervaters nahm sie voll und ganz am Leben des Hofes teil, ja, sie gestaltete es wohl mit. Manfreds schönes Liebesgedicht, das mit den Versen beginnt:

„Es hat die zarte Liebe mich, o Herrin,  
mit ihrer Zauberkraft so ganz erfüllt,  
mich Euch allein zu weihn mit aller Macht . . .“

ist an sie gerichtet.

Der kleinen Konstanze, Manfreds Tochter aus seiner ersten Ehe, nahm sich Helena mit mütterlicher Liebe an. Sie selbst schenkte dem König vier Kinder, eine Tochter Beatrix und drei Söhne, Enrico, Federico und Enzo. Vielleicht auf Helenas Rat hin versuchte Manfred mehrere Male eine Versöhnung mit der Kirche, doch mißlang es jedesmal. Ein Hindernis mochte neben manchem anderem sein, daß Manfred seine Tochter Konstanze 1262 an den Thronfolger Peter von Aragon verheiratete, eine Verbindung, gegen welche die Kurie manche Einwände zu machen hatte.

Sieben Jahre nach ihrer Ankunft in Trani kam Helena abermals in diese Hafenstadt, diesmal mit ihren Kindern als Witwe und Flüchtling. Manfred war im Februar 1266 in der Schlacht bei Benevent gegen Karl von Anjou gefallen, ein Teil seiner Vasallen hatte sich dem französischen Fürsten angeschlossen, die andern waren tot oder gefangen. Niemand wollte oder konnte mehr für Manfreds Söhne kämpfen. So sah Helena keinen andern Ausweg, als sich zu ihrem Vater zu flüchten und von Griechenland aus zu versuchen, das Recht ihrer Kinder durchzusetzen. Möglicherweise wäre ihr das gelungen, wenn sie Trani rechtzeitig hätte verlassen können. Im Hafen lag ein Segler zur Überfahrt bereit, aber ein furchtbarer Sturm, der landeinwärts wehte, verhinderte die Ausfahrt. Schon kamen auch die ersten angiovinischen Kundschafter, als Mönche verkleidet, in die Stadt, und Helena zog sich mit den Kindern in das dortige Kastell zurück. Der Burghauptmann, dessen Namen wir nicht kennen, nahm sie zunächst ehrenvoll auf. Dann aber ließ er sich zum Verrat bewegen. Als der Sturm aufgehört hatte und die



Trani, Kastell, in dem Helena, Manfreds Gattin, 1266 an Karl von Anjou ver-  
raten wurde (1233 begonnen, 1249 erweitert).

Königin zur Abfahrt aufbrechen wollte, befahl er, die Zugbrücke hochzuziehen und niemanden hinauszulassen. Die königliche Familie war gefangen. Helena blieb zunächst im Kastell von Trani, und wahrscheinlich ließ man die kleine Beatrix vorläufig bei ihr. Die Knaben wurden wohl schon bald darauf nach Castel del Monte gebracht und schwer eingekerkert. (Hier mag gleich noch erwähnt werden, daß ein weiteres Mitglied der stau-  
fischen Familie im Castel del Monte festgehalten wurde. Es war Filippa, die Tochter Friedrichs von Antiochien, der ein illegitimer Sohn von Kaiser Friedrich war. Sie war eine direkte Base der Manfredsöhne und mit König Manfreds Freund und Kämmerer Malotta verheiratet; nach mehrjähriger Gefangenschaft starb sie auf Castel del Monte.)

Einige Monate nach dem Unglück von Trani kam es zu einer Unterredung zwischen Karl von Anjou und der gefangenen Königin im Kastell Lagopesole. Wir wissen nicht, um was das Gespräch ging, aber man kann annehmen, daß Karl verlangte, Helena solle ihm in rechtlicher Form ihre griechischen Besitzungen ausliefern. Sie wird es abgelehnt haben, denn damit hätte sie sich jeder Möglichkeit begeben, vielleicht doch noch einmal

von ihrer Heimat aus das Recht ihrer Kinder in Sizilien wahrzunehmen. Die Königin wurde nicht mehr nach Trani zurückgebracht, sondern nach dem Kastell von Nocera geführt. König Karl befürchtete wohl, wenn sie frei wäre, könne sie noch einmal heiraten und mit Hilfe des neuen Ehemanns den Kampf um Sizilien wieder anfangen. Davor wollte er sich sichern. Inzwischen war auch Beatrix an einen andern Ort gebracht worden – auf das Castel del Uovo bei Neapel. Die Königin war nun ganz allein. Ihre Haft war verhältnismäßig mild – vielleicht ähnlich der des in Bologna gefangenen Enzo –, sie bekam genügend zu essen und hatte auch Dienerschaft bei sich. Aber die Hoffnung auf Befreiung wurde immer schwächer und erlosch zuletzt ganz. Keine Hand regte sich mehr für die Staufer, nachdem Konradin 1268 zu Neapel hingerichtet worden war. Verzehrt von Kummer starb Helena im März 1271 auf Nocera.

Um ihre Kinder blieb es still. Beatrix lebte viele Jahre als Gefangene in Neapel. Als die Sizilier sich 1282 gegen das Anjou-Regime erhoben und in der Sizilianischen Vesper die Franzosen von der Insel vertrieben, riefen sie Konstanze von Aragon auf den Thron des Königreichs. Sie galt als die einzige legitime Erbin von Manfreds Rechten. Ein harter Kampf brach aus zwischen den Häusern Aragon und Anjou. In einer großen Seeschlacht im Jahre 1284 besiegte der aragonesische Admiral die Anjou-Flotte vor Neapel, und der Thronfolger Karl II. fiel in seine Hand. Nun besaßen die Aragonesen ein Faustpfand und sie benützten ihren Sieg, um die Freilassung von Beatrix zu erreichen. Nach 18 Jahren Gefangenschaft verließ Manfreds Tochter aus zweiter Ehe das Castel del Uovo. Die aragonesischen Schiffe brachten sie zu ihrer Halbschwester, Königin Konstanze, nach Sizilien. Kurze Zeit später heiratete sie den Markgrafen von Saluzzo. Weshalb Konstanze nichts zur Befreiung ihrer Brüder unternahm, bleibt wohl immer ein Rätsel. Sie mußte um das Dasein der jungen Staufer wissen, denn nach Karls I. Tod wurde bekannt, daß sie auf Castel del Monte im Kerker lagen. Auch als die Häuser Aragon und Anjou sich verwandtschaftlich verbanden, trat Konstanze nicht für ihre Brüder ein. Gegen Ende ihres Lebens verfiel sie immer mehr in Frömmelei und starb bald nach Beginn des 14. Jahrhunderts.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das Schicksal einiger Staufertöchter! Kaum eine von ihnen durfte eine Liebesheirat schließen. Von einer allerdings weiß die Geschichte, daß sie es getan hat. Es war Agnes, Pfalzgräfin bei Rhein, eine Nichte Barbaros-



sas. Ausgerechnet der Sohn Heinrichs des Löwen, ebenfalls ein Heinrich, verliebte sich in sie und sie in ihn. Sowohl der alte Welfe wie auch die staufische Verwandtschaft des schönen Mädchens stemmten sich mit aller Macht gegen diese Liebe, aber die jungen Leute hielten aneinander fest und gingen um 1194 die Ehe ein. Für den Frieden zwischen Staufern und Welfen, der eben damals wieder empfindlich gestört worden war, erwies sich dann diese Heirat als sehr förderlich. Mit der Hand der Erbtochter dieses Paares gewann später ein Wittelsbacher die Pfalzgrafenschaft bei Rhein.

Wenn nun diese Ehe auch nicht unmittelbar „Geschichte“ machte, so taten dies um so mehr die Ehen von dreien der Töchter Philipps von Schwaben. Die älteste, Beatrix (I.), war beim tragischen Tod ihres Vaters ungefähr zehn Jahre alt. Nachdem auch ihre Mutter innerhalb weniger Monate dem Vater im Tod nachgefolgt war, standen die Mädchen ganz allein auf der Welt. Ihr staufischer Vetter Friedrich in Sizilien war zu dieser Zeit noch nicht mündig, er hätte ihnen auch nicht beistehen können. Vielleicht lebten aber zwei der Schwestern von Beatrix, Kunigunde und Maria, bereits an den Höfen ihrer künftigen Schwiegereltern. Der Bischof Konrad von Speyer nahm sich der Mädchen an. Er führte Beatrix vor die Fürstenversammlung, wo sie den Mörder ihres Vaters anklagte und um Gerechtigkeit bat. Ihre liebliche Erscheinung rührte an die Herzen der Männer, und derjenige, der allein die Macht hatte, den Täter zu bestrafen, der bisherige Gegenkönig Otto IV., verkündigte den Richterspruch über den Mörder. Um nun endlich den Frieden im Reich wieder herzustellen, sollte eine Eheschließung zwischen Otto und Beatrix vereinbart werden. Die welfischen Parteigänger hofften, dadurch auch die Stauferanhänger für Otto zu gewinnen. Das Kind Beatrix wurde der Politik geopfert, nach seinen Wünschen fragte niemand. Otto zögerte zunächst, erst ein Jahr später entschloß er sich zur Verlobung. Aber den Vollzug der Ehe schob er immer wieder hinaus. Ob er je die Hochzeit gehalten hätte, wenn er beim Papst nicht in Ungnade gefallen wäre und in Deutschland nicht soviel Schwierigkeiten gehabt hätte, bleibt immer noch fraglich. Als schon ein Teil der deutschen Fürsten den jungen Staufer Friedrich zum König gewählt hatte und Gerüchte umgingen, dieser sei auf dem Weg nach Deutschland, ließ Otto, eben in einen schweren Kampf mit dem Landgrafen von Thüringen verwickelt, die Hochzeit übereilt ausrichten. Beatrix fügte sich. Doch nur wenige Wochen nach der Hochzeit

starb sie unerwartet. Was war geschehen? Es wird davon geredet, daß sie von einer Konkubine des Kaisers aus Eifersucht vergiftet worden sei, doch läßt sich dieser Verdacht nicht beweisen. Die Dichterin Maria Müller-Gögler hat über die junge Stauferin einen schönen, einfühlsamen Roman geschrieben und versucht, das Rätsel dieses Todes so zu deuten, daß Beatrix nicht ermordet wurde oder sich selbst den Tod gab, sondern daß sie sterben *wollte*, um ihrem Vetter Friedrich den Weg frei zu machen. Nach ihrem Tod trennten sich die schwäbischen und bayerischen Herren von Ottos Heer und gingen zu Friedrich über. Noch zu Lebzeiten von Philipp und Irene war ihre Tochter Kunigunde mit dem böhmischen Thronfolger Wenzel, dem Sohn König Ottokars I., verlobt worden. Eine Verbindung mit dem reichen Böhmen konnte für die Staufer nur von Vorteil sein, aber umgekehrt war auch für das böhmische Königshaus die enge Verwandtschaft mit den Staufern wertvoll, vor allem, als Kaiser Friedrichs Macht zu steigen begann. Der böhmische Herrscher war der einzige König unter den deutschen Fürsten und genoß auch sonst manchen Vorteil. Kunigunde brachte eine reiche Aussteuer mit nach Böhmen; später löste Kaiser Friedrich ihr schwäbisches Allod mit 10 000 Mark ab. Im Dom zu Prag wurden Wenzel und Kunigunde 1228 gekrönt, zwei Jahre später erhielt Wenzel nach dem Tod seines Vaters die Königswürde. Kunigundes Leben an der Seite ihres unausgeglichene Mannes – er schlug sich bald auf die staufische, bald auf die päpstliche Seite – war sicherlich oft schwer. Am Hof sprach man deutsch, auch lebten deutsche Minnesänger dort, die Könige holten sich Deutsche als Bürger in ihre Städte, aber ein großer Teil der einheimischen Bevölkerung lehnte die Deutschen ab. Kunigunde wandte sich mehr und mehr religiösen Fragen zu und machte an verschiedene Klöster große Stiftungen. Als ihr Sohn Ottokar (II.) erwachsen war, erhob er, der staufisch Gesinnte, sich gegen seinen Vater und verstieß ihn vom Thron. Kunigunde erlebte das Ende der Wirren nicht mehr, sie starb 1248. Ottokar II. war einer der glänzendsten und großartigsten Fürsten seiner Zeit, er fühlte sich als Erbe der Staufer und strebte nach dem deutschen Königtum. Fast hätte er sein Ziel erreicht. Aber nicht auf ihn fiel 1273 die Wahl der Fürsten, sondern auf Rudolf von Habsburg. Ottokar wollte sich nicht beugen, sein Kampf gegen den Habsburger, der mit Tod und Niederlage für den Böhmen endete, ist in die Geschichte eingegangen. Glücklicher war das Los der jüngsten Philippstochter, die eben-



Beatrice, Tochter Irene und Philipps, Gattin Friedrich III. von Kastilien und Leon.

falls Beatrice hieß. (Es ist nicht häufig, kommt aber doch in jener Zeit hin und wieder vor, daß Geschwister denselben Vornamen führen). Als die kleine Prinzessin das heiratsfähige Alter erreicht hatte, war schon Friedrich II. deutscher Kaiser geworden und er stiftete auch ihre Ehe mit Ferdinand III. von Kastilien und Leon, der später wegen seiner Siege über die Mauren heiliggesprochen wurde. Schon vor dieser Verbindung hatten verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den beiden Herrscherhäusern bestanden. Spanien war damals noch in verschiedene Königreiche aufgespalten, noch waren die Mauren im Süden der Halbinsel mächtig und ihre Kultur besaß eine gewaltige Ausstrahlung. Die Kämpfe mit den Moslems machten einen großen Teil der dama-

ligen spanischen Geschichte aus. Aber auch die Erinnerung an die Westgoten, die mehrere Jahrhunderte hindurch einen bedeutenden Teil des Landes beherrscht hatten und 711 in der Schlacht bei Jerez de la Frontera von den Arabern besiegt worden waren, war noch sehr lebendig. Beatrix war von Speyer aus über Paris und Burgos gereist, wo sie am 30. November 1219 mit Ferdinand getraut wurde. Die schöne junge Prinzessin aus Schwaben – der Chronist spricht bewundernd sowohl von ihrer Schönheit wie von ihrer Klugheit – kam in Burgos an einen Hof, an dem feinste Geistigkeit herrschte. Sie führte eine glückliche Ehe. Erst nach ihrem Tod begannen die harten Kämpfe mit den Arabern. Im Jahr 1235 starb sie. Zuerst wurde sie in Burgos bestattet, dann aber wurde ihr Sarg in der Capella Real in der großartigen Kathedrale zu Sevilla beigesetzt. Dort stehen wir vor ihrem Grabmal, doch ihr Bild, in Stein gehauen, grüßt uns im Dom zu Burgos, dessen Grundsteinlegung sie als junge Königin miterlebte. Vertraut mutet es uns an, es erinnert an die Bildwerke im Dom zu Naumburg. Vielleicht hat ein deutscher Künstler es geschaffen.

Die hohe Bildung der Zeit fand ihre feinste Vollendung in Alfons X., dem Sohn der Beatrix, der den Zunamen „der Weise“ führte und als der gelehrteste Fürst seiner Epoche galt. In seinem Charakter finden sich viele den Staufern eigentümliche Züge, und seiner staufischen Verwandtschaft hatte er es wohl zuzuschreiben, daß ihn ein Teil der deutschen Fürsten – die den Staufern anhängen — 1256 zum deutschen König wählten. Gegenkönig, von der Welfenpartei gekürt, wurde der Engländer Richard von Cornwall. Doch kam Alfons X. nie nach Deutschland. Gegen sein Lebensende vertrieb ihn sein Sohn vom Thron. Soll man es eine Tragik oder eine Ironie des Schicksals nennen, daß er Zuflucht suchen mußte bei den Arabern, gegen die sein Vater so hartnäckig und erfolgreich gekämpft hatte, daß er sich dadurch später die Heiligsprechung erwarb?

Beatrix und Ferdinand hatten noch zwei weitere Söhne, Heinrich und Friedrich, die sich mit ihrem Bruder entzweiten und außer Landes gingen. Heinrich verbündete sich erst mit seinem Vetter Karl von Anjou, dann aber schloß er sich an Konradin an. Nach der Niederlage des jungen Staufers wurde er einige Zeit – wie die Söhne Manfreds – im Castel del Monte gefangen gehalten, allerdings nicht wie diese in einem unterirdischen Kerker.

Eine vierte Tochter von Philipp und Irene, Maria, wurde mit

Herzog Heinrich II. von Brabant vermählt. Über ihr Leben weiß man sehr wenig. Aber im Geschick ihrer Tochter, die wie sie Maria hieß, wird nochmals die Staufertragik sichtbar. Die jüngere Maria heiratete Ludwig den Gestrengen von Bayern. Seine Schwester Elisabeth war die Gattin von König Konrad IV., dem Sohn und Nachfolger Kaiser Friedrichs. Ludwig stand also den Stauern nahe, er spielte auch politisch eine Rolle. Sein königlicher Schwager verpfändete ihm 1253 die Stadt Donauwörth mitsamt der dortigen Burg Mangoldstein. Ein Jahr später vermählte sich der Herzog mit Maria von Brabant, der Enkelin Philipps von Schwaben und der schönen griechischen Irene. Knapp achtzehn Monate darnach ließ er seine junge Frau enthaupten.

Was war vorgegangen, was legte man ihr zur Last? Keiner der zeitgenössischen Chronisten deutet den Hergang, alle geben nur die Tatsachen wider, und die Überlieferung schafft mancherlei Zusätze. Der Herzog, in der Meinung, seine Frau sei ihm nicht treu, habe in jähem Zorn befohlen, sie zu töten. Die Nachricht von ihrer angeblichen Untreue sei ihm zugekommen, als er für das Reich am Rhein Krieg geführt habe, währenddes seine junge Frau auf Burg Mangoldstein wohnte. Es wird berichtet, ein Brief der Herzogin an den Rauhgrafen Heinrich sei durch Verwechslung zur Kenntnis des Herzogs gekommen. In diesem Schreiben habe Maria dem Rauhgrafen die Gunst des Du gewährt, die dieser beim Schachspiel vorher vergeblich von ihr erbeten habe. Nachdem Ludwig den Brief gelesen habe, sei er sofort zu Pferd gestiegen und Tag und Nacht geritten, bis er den Mangoldstein erreicht habe. Dort habe er sogleich den Befehl gegeben, die Herzogin zu enthaupten.

Die Briefgeschichte gehört nun sicher zu den legendenhaften Zusätzen. Was aber in Wirklichkeit in der kalten Winternacht des 18. Januar 1256 auf der Burg Mangoldstein zwischen dem Herzog und seiner jungen Frau vorging, weiß niemand. Hatte sich Maria auf die Beschuldigung hin verteidigt, hatte ihr der wütende Herzog Zeit gelassen? Hatte Ludwig sie ungehört verurteilt? Erinnernte sie sich vielleicht in dieser Stunde an ihren Großvater Philipp von Schwaben, der ebenfalls durch einen Wittelsbacher den Tod gefunden hatte? Einer scheute nicht davor zurück, die Tat ganz offen Mord zu nennen: der Minnesinger Meister Stolle, ein Zeitgenosse von Ludwig und Maria, der sonst vorwiegend geistliche Lieder dichtete. Nun aber trieben ihn Schmerz und Zorn zu seinen Versen. Die Herzogin habe

ihren Herrn vor dem Ende noch um einen Kuß gebeten und ihm gesagt: „Soll ich nun sein von euch erschlagen, darüber müßt ihr oft und oft eure Hände winden; ich lasse es am Sohn der Magd, daß ich unschuldig bin, der Tod, den ich nun leiden muß, an dem werdet ihr noch euer Heil verlieren.“

Der Sänger klagt den Herrn von Bayerland an, er habe einer „hochgelobten Fraue“, die von „Künigskind war geborn“, ihre Ehre und Freude geraubt. Er vergleicht die Herzogin mit der heiligen Katharina, die um Gottes Willen viel Pein erlitten habe. So sei auch die Seele der Herzogin von Gott auserkoren, weil sie schuldlos durch Mord ihr Leben verloren habe. Alle späteren Chronisten schildern den Vorgang übereinstimmend als Mord an einer Unschuldigen. Einen weltlichen Richter über seine Tat fand Ludwig nicht. Wenn Kaiser Friedrich noch am Leben gewesen wäre, schwerlich hätte der Wittelsbacher ungestraft solch eine Tat gegen eine Stauferenkelnin wagen können. Aber die Macht der Staufer war dahin, auch Konrad IV. war tot und Vormund des kleinen Konradin war Ludwig selbst. Wäre Maria aber wirklich schuldig gewesen, weshalb hätte Ludwig dann Sühne leisten sollen? Das aber tat er ausdrücklich durch den Bau eines Zisterzienserklosters bei Fürstenfeldbruck. Noch 1308 versprach Rudolf, Ludwigs Sohn aus dritter Ehe, zum Seelenheil seines Vaters am Grabe der Getöteten eine ewige Messe und ein ewiges Licht zu stiften. Man hatte die Herzogin am Morgen nach der Tat in der Kirche zum Heiligen Kreuz begraben. Lange Zeit wurde sie in Donauwörth wie eine Heilige verehrt. Ihr Grab war mit einer Öffnung versehen und es hieß, Erde, die man daraus genommen habe, solle mit Wasser, Wein oder Bier gemischt, Kranken Heilung gebracht haben. Das Andenken der unglücklichen Stauferenkelnin ist in Donauwörth auch heute noch nicht erloschen.

Auch Margareta, die Tochter Friedrichs II. und der Isabella von England, mußte die Tragik ihres Geschlechts voll erfahren. Sie war schon früh Gegenstand politischer Erwägungen ihres Vaters. Noch als Kind wurde sie dem jungen Landgrafen von Thüringen verlobt. Der Kaiser wollte sich durch die Verbindung wohl die Freundschaft der mächtigen Wettiner sichern. Margarete wurde an den Hof ihres Schwiegervaters gebracht. Braut und Bräutigam wuchsen dort als Jugendgespielen auf und waren einander sehr zugetan. Auch vom alten Landgrafen war die Prinzessin wohlgelitten, und sie genoß um ihres großen Vaters willen und wegen ihrer edlen Abkunft alle Ehren. Denn wenn Kaiser

Friedrich auch nicht in Deutschland war, so sorgte er von ferne doch für die Tochter.

Als Braut und Bräutigam die Kindheit hinter sich hatten, wurde aus den Verlobten ein blutjunges Ehepaar. Noch immer liebten sie einander, und Margarete schenkte ihrem Mann zwei Söhne und eine Tochter. Sie war eine schöne und edle Frau, rein von Sitten und beständig in der Treue. Mit inniger Zärtlichkeit hing sie an ihren Kindern. Bis dahin schien alles gut zu gehen. Da starb Kaiser Friedrich, und nun mußte die junge Frau schauernd den Niedergang ihrer Familie miterleben. Einer nach dem andern aus dem staufischen Hause ging dahin, immer einsamer ließen sie Margarete zurück. Keine mächtige Hand schützte sie mehr. Da erfüllte sich auch ihr Geschick.

Der Landgraf, ihr Gatte, verliebte sich in die schöne junge Gunda von Eisenberg, eines von Margaretes Hoffräulein, und er behandelte seine Frau von diesem Zeitpunkt an wie eine Unwürdige. Das Gesinde tat es ihm nach. Um ihrer Kinder willen duldete Margarete diese Mißachtung. Eines Tages nun, so wird erzählt, stürzte zu angehender Nacht ein Mann in das Zimmer der Landgräfin, ein Eseltreiber, der täglich das Brennholz auf die Burg brachte. Vor Margarete fiel er auf die Knie und gestand, daß ihn der Landgraf gedungen, Margarete heimlich zu ermorden. Er aber bringe diesen Frevel nicht über sich.

Das brach das Herz der Staufertochter. Jetzt blieb ihr nichts anderes mehr übrig als die Flucht. Sie nahm Abschied von ihren Kindern, die sie nun dem Vater und einer Fremden überlassen mußte. Lange saß sie am Bett ihrer Söhne und konnte sich nicht von ihnen trennen. Schließlich mahnte ihr Hofmeister, nicht länger zu säumen, da sonst die Flucht leicht unmöglich werden könne. Da beugte sich Margarete in heißem Schmerz über ihren jüngeren Sohn und biß ihn beim Küssen in die Wange. Dann ließ man sie still und heimlich in aller Eile an Seilen vom Ritterhaus hinab. Mit wenigen Getreuen erreichte sie nach Tagen abenteuerlicher, mühsamer Flucht die Reichsstadt Frankfurt, wo sie in einem Nonnenkloster Zuflucht fand. – Der Wangenbiß gehört der Sage an. Aber ist er nicht ein erschütterndes Symbol für den Mutterschmerz der unglücklichen Frau und behält darum seine Gültigkeit für immer?

Die Landgräfin genoß nicht lange den Frieden des Klosters. Niemand holte sie zurück. Sie starb 1270, kaum vierunddreißigjährig, in Frankfurt als die Letzte ihres Geschlechts in Deutschland.

Margarete war die einzige legitime Tochter Friedrichs II. Aus freien Verbindungen hatte er noch verschiedene Töchter, von denen nicht einmal alle mit ihren Namen bekannt sind, geschweige denn, daß man ihre Schicksale kennen würde. Eine, Konstanze, verheiratete der Vater mit dem oströmischen, griechisch-orthodoxen Kaiser Johannes Vatatses, zum Entsetzen des Klerus. Nach mancherlei Schicksalsschlägen kehrte sie nach Italien zu ihrem Bruder Manfred zurück. Mit Königin Helena lebte sie in Lucera, als die Nachricht vom Tod Manfreds kam. Sie schloß sich der Flucht nach Trani nicht an, sondern blieb in der Burg zurück. Es gelang ihr, zu ihrer Nichte, Konstanze von Aragon, zu entweichen. Später trat sie in ein Kloster in Valencia ein, wo sie 1313 starb. Charles Diehl berichtet in seinem Buch „Kaiserinnen von Byzanz“ ausführlich über ihre Schicksale. Eine andere Tochter, Selvaggia, gab Friedrich dem Ezzelino da Romano zur Ehe, der für ihn die Stellung in Oberitalien hielt. Ezzelino war ein grausamer Mensch und die Frau hatte wahrscheinlich ein schweres Leben bei ihm. Aber man kann es nur ahnen, es ist nichts überliefert. Violante, deren Mutter vielleicht die schöne Bianca Lancia war, wurde mit dem Grafen von Caserta verheiratet. Sie scheint sehr an ihrem Vater und an ihrem Bruder gehangen zu haben und tat alles für ihre väterliche Familie. Dafür wurde sie von den Feinden der Staufer auf die häßlichste Weise verleumdet, sie streuten nämlich aus, mit ihrem Bruder Manfred verbinde sie mehr als geschwisterliche Liebe. In der Schlacht von Benevent gehörte der Graf von Caserta zu denjenigen sizilischen Edlen, die auf offenem Schlachtfeld zu Karl von Anjou übergingen. Doch glauben die Historiker, daß Violante zu dieser Zeit schon nicht mehr am Leben war.

\*

Die Frauen und Töchter der Staufer standen mitten in den glanzvollen und tragischen Ereignissen, welche die Geschichte des Stauferhauses bilden. Kaum eine von denen, die wir kennen, hat nicht mit Haltung und Würde ihr Geschick getragen.



*Joseph Mühlberger*

DIE FAMILIE DER STAUFER  
UND IHRE VERWANDTEN

- (1) *Adelheid*, Tochter Friedrichs von Büren und der Hildegard von Egisheim.
- (2) *Adelheid*, Tochter des Markgrafen von Vohburg, bis 1153 erste Gattin Friedrichs I. Barbarossas, der sich von ihr scheiden ließ. In zweiter Ehe vermählt mit Dietho von Ravensburg.
- (3) *Agnes* von Saarbrücken, seit 1135 zweite Gemahlin des Herzogs Friedrich des Einäugigen.
- (4) *Agnes*, Tochter Kaiser Heinrichs IV. In erster Ehe vermählt mit Friedrich, dem ersten Herzog von Schwaben, in zweiter Ehe mit dem später heiliggesprochenen Markgrafen von Österreich, Leopold III. von Babenberg. Mutter des Bischofs Otto von Freising. Sie starb 1143.
- (5) *Agnes*, geboren 1237, jung gestorbene Tochter Friedrichs II.
- (6) *Aldis*, gestorben 1266, Gemahlin des Grafen Hugo von Chalons, Tochter Ottos III. von Burgund.
- (7) *Azzolino* (Anselino), Sohn Manfreds, seit 1266 Gefangener Karls von Anjou, bis 1299 in Castel del Monte, dann in Castel dell'Ovo, gestorben 1301 (?).
- (8) *Beatrix von Burgund*, seit 1156 zweite Gemahlin Friedrichs I. Barbarossas. Tochter und Erbin des Grafen Reinald. Gestorben 1185.
- (9) *Beatrix*, jüngste Tochter Philipps von Schwaben, seit 1219 vermählt mit Ferdinand III. von Kastilien und León. Mutter Alfons X. des Weisen. Gestorben 1235.
- (10) *Beatrix*, älteste Tochter Philipps von Schwaben, gestorben 1212 kurz nach der Vermählung mit Otto IV. von Braunschweig.

(11) *Beatrix*, Tochter Manfreds, seit 1266 Gefangene Karls von Anjou, 1284 gegen den gefangenen Sohn Karls von Anjou ausgetauscht.

(12) *Beatrix*, Tochter Ottos von Burgund, des Sohnes Friedrichs I. Barbarossas, vermählt mit Otto II. von Meran. Gestorben 1230.

(13) *Beatrix von Savoyen*, seit 1247 erste Gattin Manfreds.

(14) *Bianca Lancia*, Geliebte Friedrichs II., Mutter Manfreds und Violantes. Friedrich soll sich mit ihr vor seinem Tod vermählt haben.

(15) *Blandefleur*, Tochter Friedrichs II., gestorben 1279 im Kloster S. Dominique bei Montargis.

(16) *Claritia*, auch Judith genannt, Tochter des Herzogs Friedrich des Einäugigen, vermählt mit Ludwig dem Eisernen von Thüringen.

(17) *Corrado* (Konrad), Herr von Articoli und Saracenesco, Sohn des Friedrich von Antiochien und Enkel Friedrichs II. Schloß sich Konradin an, wurde aber nach der Gefangennahme durch Karl von Anjou freigelassen. Sein Geschlecht ist bis 1541 bekannt.

(18) *Elisabeth von Bayern*, 1246 vermählt mit Konrad IV., seit 1259 mit dem Grafen Meinhard II. von Görz und Tirol. Mutter Konradins. Starb 1273.

(19) *Enrico* (Heinrich), Sohn Manfreds, seit 1266 Gefangener des Karl von Anjou, bis 1299 in Castel del Monte, dann in Castel dell'Ovo, 1318 (?) erblindet gestorben.

(20) *Enzio* (Heinrich), 1216 bis 1272 König von Sardinien, Sohn Friedrichs II. und einer unbekanntenen Deutschen (?), wurde 1249 von den Bolognesern gefangengenommen und starb in Bologna, ohne die Freiheit wiedererlangt zu haben. Er überlebte sein Geschlecht. Bedeutender Dichter. Seit 1238 vermählt mit Adelasia von Torre und Gallura.

(21) *Ezzelino da Romano*, 1194 bis 1259, seit 1238 vermählt mit Selvaggia, einer Tochter Kaiser Friedrichs II. Stirbt als Gefangener im Krieg gegen die lombardischen Städte.

(22) *Friedrich von Büren*, um 1025 bis 1094, vermählt mit Hildegard von Egisheim.

(23) *Friedrich*, um 1045 bis 1105, Sohn Friedrichs von Büren, genannt der Alte, vermählt mit Agnes, der Tochter Heinrichs IV. Seit 1079 erster Herzog von Schwaben. Erbaut Burg Hohenstaufen und Kloster Lorch als Grablege seines Geschlechtes.

(24) *Friedrich der Einäugige*, um 1090 bis 1147, Sohn Friedrichs des Alten, 2. Herzog von Schwaben. Um 1120 vermählt mit Judith, Tochter des welfischen Herzogs Heinrich des Schwarzen (sie starb 1126); in zweiter Ehe mit Agnes, Gräfin von Saarbrücken. Wahl zum deutschen König 1125 durch den Erzbischof von Mainz verhindert.

(25) *Friedrich von Rothenburg*, gestorben 1167. Vermählt mit Richsa, Tochter Heinrichs des Löwen. Sohn Konrads III. Wegen Friedrichs Minderjährigkeit schlägt Konrad seinen Neffen Friedrich (Barbarossa) zum Nachfolger vor.

(26) *Friedrich I. Barbarossa*, um 1125 bis 1190, Sohn Friedrichs des Einäugigen. Seit 1147 Herzog von Schwaben. 1152 Nachfolger seines Onkels Konrad III. als deutscher König. Sechs Italienzüge. 1155 zum Kaiser gekrönt. 1162 Zerstörung Mailands und Sieg über den lombardischen Bund. 1176 Niederlage bei Legnano. Vergleich mit dem Papst und den Lombarden. 1180 Absetzung der Welfen. Dritter Kreuzzug. Tod im Fluß Saleph. Vermählt mit Adelheid von Vohburg, nach der Scheidung mit Beatrix von Burgund.

(27) *Friedrich*, 1164 bis 1191, Herzog von Schwaben, Sohn Friedrichs I. Barbarossas. Vor Akkon einer Seuche erlegen.

(28) *Friedrich II.*, 1194 bis 1250, Enkel Friedrichs I. Barbarossas, Sohn Heinrichs VI. und Konstanzes von Sizilien. „Staunen und Verwandler der Welt“. 1215 deutscher König. Schuf in Sizilien den ersten modernen Staat. 1229 Kreuzzug. 1245 im Konzil zu Lyon zum zweiten Male gebannt. Nach seinem Tod Chaos in

Deutschland und Italien. 1209 vermählt mit Konstanze von Aragon, 1225 mit Jolande von Jerusalem, 1235 mit Isabella von England, vor seinem Tod vermählt mit Bianca Lancia (?).

(29) *Friedrich*, um 1228 bis 1256, natürlicher Sohn Friedrichs II. und der Mathilde von Antiochien. Fürst von Antiochien. Vermählt mit Margarethe Cajetana. Gefallen bei Foggia.

(30) *Friedrich* „mit der gebissenen Wange“, von 1257 bis 1324. Landgraf von Thüringen und Markgraf von Meißen, Sohn Albrechts von Meißen und Margarethes, einer Tochter Friedrichs II. Sollte das Erbe Konradins retten.

(31) *Friedrich*, gestorben nach 1307, Sohn Manfreds, seit 1266 Gefangener des Karl von Anjou, bei der Überführung von Neapel nach Castel del Monte geflohen, verschollen in Ägypten (?).

(32) *Gertrud*, Gräfin von Sulzbach. Gattin König Konrads III. Sie starb 1166.

(33) *Heinrich (VI.)*, 1137 bis 1150, erwählter deutscher König, stirbt vor seinem Vater Konrad III.

(34) *Heinrich VI.*, 1165 bis 1197, Sohn Friedrichs I. Barbarossas, 1186 vermählt mit Konstanze, der Tochter König Rogers von Sizilien. Erstrebt ein staufisches Weltkaisertum weltlicher Prägung. 1191 Kaiser, 1194 König von Sizilien. Sein Plan, Deutschland zum Erbreich zu machen, scheitert. Tod vor der Ausfahrt zum Kreuzzug.

(35) *Heinrich (VII.)*, 1211 bis 1242, Sohn Friedrichs II. 1220 zum deutschen König gewählt, 1235 wegen Hochverrats abgesetzt. Als Gefangener des Vaters in Italien gestorben (Selbstmord ?). Vermählt mit Margarethe von Österreich.

(36) *Heinrich*, von 1238 bis 1253, ein früh gestorbener Sohn Friedrichs II.

(37) *Helena*, von 1242 bis 1271, Tochter des Königs von Epirus, seit 1259 zweite Gemahlin Manfreds. Sie starb als Gefangene Karls von Anjou auf der Burg Nocera 1271.

- (38) *Hildegard*, Tochter Ottos II. von Schweinfurt, seit 1044 vermählt mit Friedrich von Büren.
- (39) *Hildegard*, Tochter des Grafen von Egisheim im Elsaß. Vermählt mit Friedrich von Büren. Sie gründete um 1094 die Kirche St. Fides in Schlettstadt, wo sie begraben liegt.
- (40) *Irene* (Maria), Tochter des Isaak II. Angelos von Konstantinopel, 1191 vermählt (oder verlobt) mit Roger von Sizilien, seit 1197 vermählt mit Philipp von Schwaben. Gestorben nach dessen Ermordung 1208.
- (41) *Isabella*, um 1214 bis 1241, Schwester Heinrichs III. von England. Seit 1235 vermählt mit Friedrich II.
- (42) *Jolande*, auch Jolante geschrieben, (*Isabella*) von Brienne und Jerusalem, um 1212 bis 1228, seit 1225 Gemahlin Friedrichs II. Mutter Konrads IV.
- (43) *Jordanus*, geboren 1236 in Ravenna, früh gestorbener Sohn Friedrichs II.
- (44) *Judith*, Tochter König Konrads III., vermählt mit Ludwig IV. von Thüringen.
- (45) *Judith*, gestorben 1126, Tochter Herzog Heinrichs des Schwarzen, vermählt mit Friedrich dem Einäugigen. Mutter Friedrichs I. Barbarossas.
- (46) *Judith*, auch Berta genannt, 1125 bis 1195, Tochter Friedrichs des Einäugigen, vermählt mit Matthias von Lothringen.
- (47) *Konrad*, Sohn des Friedrich von Büren, Gefolgsmann Kaiser Heinrichs IV. und seines Bruders Friedrich.
- (48) *Konrad III.*, um 1094 bis 1152, Bruder Friedrichs des Einäugigen, vermählt mit Gertrud von Sulzbach. Seit 1138 deutscher König. Beginn des Kampfes zwischen Staufern und Welfen. 1140 Sieg bei Weinsberg. 1147 Kreuzzug. Schlägt unter Umgehung seines noch minderjährigen Sohnes Friedrich seinen Nefen Friedrich (Barbarossa) als seinen Nachfolger vor.
- (49) *Konrad*, 1136 bis 1195, Sohn Friedrichs des Einäugigen, Pfalzgraf bei Rhein, vermählt mit Irmengard von Henneberg.

(50) *Konrad*, Sohn Friedrichs I. Barbarossa. Nach seinem 1191 gestorbenen Bruder Friedrich Herzog von Schwaben.

(51) *Konrad IV.*, 1228 bis 1254, Sohn Friedrichs II., vermählt mit Elisabeth von Bayern. 1231 anstelle seines abgesetzten Bruders Heinrich (VII.) zum deutschen König gewählt. 1250 Nachfolger Friedrichs II. Starb auf dem Kriegszug nach Italien. Vater Konradins.

(52) *Konradin*, 1252 bis 1268, Sohn Konrads IV. und der Elisabeth von Bayern. Letzter Herzog von Schwaben. 1268 von Karl von Anjou bei Tagliacozzo besiegt, in Neapel hingerichtet.

(53) *Konstanze*, 1154 bis 1198, Tochter König Rogers von Sizilien, 1186 vermählt mit Heinrich VI. Mutter Friedrichs II.

(54) *Konstanze von Aragon*, 1184 bis 1222, seit 1204 verwitwete Königin von Ungarn, seit 1208 mit Friedrich II. vermählt.

(55) *Konstanze*, Tochter Friedrichs II. und der Bianca Lancia Schwester Manfreds; 1244 vermählt mit Johannes III. Dukas Vatatzes, Kaiser von Nikaia, als Kaiserin Anna genannt; nach dem Tode ihres Gemahls am Hofe Manfreds, dann in Spanien-Aragon; gestorben um 1313 als Nonne in Valencia, beigesetzt dort in St. Johann.

(56) *Konstanze*, gestorben 1302, Tochter Manfreds, 1262 vermählt mit Peter von Aragon, der nach der Vertreibung der Franzosen Karls von Anjou durch die „Sizilianische Vesper“ 1282 König von Sizilien wurde.

(57) *Kunigunde*, Tochter Philipps von Schwaben, vermählt mit König Wenzel I. von Böhmen (1230–1253), Mutter König Ottokars II.

(58) *Ludwig*, Sohn Friedrichs von Büren und der Hildegard von Egisheim, Pfalzgraf bei Rhein und Herr auf Staufeneck.

(59) *Margarethe*, um 1236 bis 1270, Tochter Friedrichs II. und der Isabella von England, 1254 vermählt mit Albrecht von Thüringen, vor dem sie wegen dessen Grausamkeit floh. Ihr Sohn

Friedrich „mit der gebissenen Wange“ sollte Konradins Nachfolger werden.

(60) *Manfred*, 1232 bis 1266, Sohn Friedrichs II. und der Bianca Lancia, seit 1254 Regent für Konradin, seit 1258 König von Sizilien. Fiel in der Schlacht bei Benevent gegen Karl von Anjou. Seit 1247 vermählt mit Beatrix von Savoyen, seit 1259 mit Helena von Epirus.

(61) *Maria*, gestorben 1239, Tochter Philipps von Schwaben, vermählt mit Heinrich II. von Lothringen und Brabant.

(62) *Mathilde von Antiochien*, Mutter Friedrichs von Antiochien. Der Vater ist Kaiser Friedrich II.

(63) *Otto*, gestorben 1100, Sohn Friedrichs von Büren und der Hildegard von Egisheim, Bischof von Straßburg. Teilnahme am ersten Kreuzzug.

(64) *Otto von Burgund*, gestorben 1191, Sohn Friedrichs I. Barbarossas, vermählt mit Margarethe von Blois.

(65) *Otto III. von Burgund*, gestorben 1248, Sohn Ottos II. von Meran und der Enkelin Friedrich I. Barbarossa Beatrix.

(66) *Philipp*, um 1178 bis 1208, jüngster Sohn Friedrichs I. Barbarossas. Zum geistlichen Stand bestimmt. Nach dem Tod seiner Brüder Friedrich und Konrad 1196 Herzog von Schwaben, nach dem Tod des Bruders Heinrich VI. 1198 deutscher König. Erfolgreicher Kampf gegen Otto IV. von Braunschweig. 1208 in Bamberg ermordet. Vermählt mit Irene (Maria) von Konstantinopel. Sicherte seinem Neffen Friedrich II. die Nachfolge.

(67) *Richard Graf von Caserta*, vermählt mit Violante, einer Tochter Kaiser Friedrichs II. Geht als Verräter an Manfred zu Karl von Anjou über.

(68) *Selvaggia*, Tochter Kaiser Friedrichs II., seit 1238 vermählt mit Ezzelino da Romano.

(69) *Terrikus*, ein natürlicher Sohn Friedrichs des Einäugigen, wurde 1167 Karthäusermönch (?).

(70) *Violante*, Tochter Kaiser Friedrichs II. und der Bianca Lancia. Vermählt mit dem Grafen Richard von Caserta.

## ANMERKUNGEN

**Beitrag: O'Stud.-Dir. Dr. Ernst Reiber, Heinrich VI. und der Erbreichsplan, Seite 31 ff.**

### Literatur:

#### Quellen

- Annales Marbacenses MG SS XVII, p. 142–180.  
Chronicon Reinhardsbrunnense MG SS XXX, p. 400–690.  
[Ansbertus. In:] Fontes rerum Austriacarum I, 5, p. 87 ff.  
Aegidii Aureaevallensis Gesta pontificum Leodiensium MG SS XXV, p. 1–129.  
E Gervasii Tilleberiensis otii imperialibus MG SS XXVII, p. 359–394.  
Innocentius III. P. P., *Deliberatio super facto imperii de tribus electis*.  
Innocentius III. P. P., *Regestum über den deutschen Thronstreit*.  
ed. Walther Holtzmann. T. 1. 2. 1947–1948.  
Innocentius III. P. P., *Registrum super negotio Romani imperii n. 29*. Migne,  
*Patrologia Latina CCXXVI*, p. 995–1174.  
Eike v. Reppichau in *MG Dt. Chroniken II*, p. 235.

#### Darstellungen

- Barracrough, Geoffrey: *Die mittelalterlichen Grundlagen des modernen Deutschland*. [The Origins of modern Germany.] Dt. Übertr. v. Friedrich Baethgen. 1953.  
Bauer, Artur: *Untersuchungen zur Erbreichspolitik Heinrichs VI.* Phil. Diss. Leipzig 1920.  
Bloch, Hermann: *Die elsäbischen Annalen der Stauferzeit*. 1908.  
Bloch, Hermann: *Forschungen zur Politik Kaiser Heinrichs VI. in den Jahren 1191–1194*. Phil. Diss. Berlin 1892.  
Bloch, Hermann: *Die staufischen Kaiserwahlen und die Entstehung des Kurfürstentums*. 1911.  
Caro, Isidor: *Die Beziehungen Heinrichs VI. zur römischen Kurie während der Jahre 1190 bis 1197*. Phil. Diss. Rostock 1902.  
Cartellieri, Alexander: *Heinrich VI. und der Höhepunkt der staufischen Kaiserpolitik*. 1914.  
Cohn, Willy: *Das Zeitalter der Hohenstaufen in Sizilien*. Gierkes Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Heft 134, 1925.  
Ficker, Julius: *De Henrici VI. imperatoris conatu electicium regum in imperio Romano-Germanico successionem in hereditariam mutandi*. 1849.  
Ficker, Julius: *Über das Testament Kaiser Heinrichs VI.* In: *Situngsbericht phil. hist. Klasse der kaiserl. Akademie der Wissenschaften Wien*, Bd. 67, 1871., p. 257–296.  
Gebhardt, Bruno: *Handbuch der Deutschen Geschichte*, Bd. 1, 2. verb. Nachr. d. 8. Aufl. 1956.  
Gerlich, Fritz: *Das Testament Heinrichs VI. Versuch einer Widerlegung*. Hist. Studien, Bd. 59. 1907.  
Haller, Johannes: *Kaiser Heinrich VI.* In: *Hist. Zeitschrift*, Bd. 113. 1914, p. 473 bis 504.  
Haller, Johannes: *Innozenz III. und das Kaisertum Heinrichs VI.* In: *Hist. Vierteljahresschrift* 20. 1920/21, p. 23–36.  
Haller, Johannes: *Das altdeutsche Kaisertum*. 10.–21. Tsd. 1944.  
Haller, Johannes: *War Kaiser Heinrich VI. ein Minnesänger?* In: *Abhandlungen zur Geschichte des Mittelalters*. 1944, p. 248–272.  
Haller, Johannes: *Die Epochen der deutschen Geschichte*. 135.–137. Tsd. 1951.  
Haller, Johannes: *Von den Karolingern zu den Staufern*. 2. Aufl. ed. Heinz Dannenbauer. 1960.



- Haller, Johannes: Heinrich VI. und die römische Kirche. Unveränd. Nachdruck. In: Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung, Bd. 35. 2. Aufl. 1962.
- Haller, Johannes: Das Papsttum – Idee und Wirklichkeit. Neuausg. Bd. 3. 1965.
- Hampe, Karl: Friedrich Barbarossa und seine Nachfolger. In: Meister der Politik, ed. Erich Marcks und Karl Alexander v. Müller. Bd. 1, z. Aufl. 1923, p. 603 bis 676.
- Hampe, Karl: Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer. 10. Aufl. ed. Friedrich Baethgen. 1949.
- Hampe, Karl: Das Hochmittelalter. Geschichte des Abendlandes v. 900–1200. 5. Aufl. 1964.
- Hampe, Karl: Herrschergestalten des deutschen Mittelalters. 7. Aufl. 1967.
- Hauck, Albert: Kirchengeschichte Deutschlands. Teil 4, 3. und 4. Aufl. 1913.
- Holtzmann, Walther: Zum Itinerar Heinrichs VI. In: Dt. Archiv f. Erforschung des Mittelalters. 14. 1958. p. 495–500.
- Jacob, Karl: Quellenkunde der deutschen Geschichte im Mittelalter. Bd. 2. 1926.
- Jordan, Edouard: Henri VI a-t-il offert à Célestin III de lui faire homage pour l'Empire? In: Mélanges d'histoire du moyen âge, offerte à Ferdinand Lot. 1925. p. 285–306.
- Kap-Herr, Hans v.: Die „unio regni ad imperium“. Ein Beitrag zur Geschichte der staufischen Politik. Dt. Zeitschrift f. Geschichtswissenschaft 1. 1889.
- Kowalsky, Wolfgang: Die deutschen Königinnen und Kaiserinnen von Konrad III. bis zum Ende des Interregnums. 1913.
- Krammer, Mario: Der Reichsgedanke des staufischen Kaiserhauses. 1908.
- Leineweber, Johannes: Studien zur Geschichte Papst Cölestins III. Phil. Diss. Jena 1905.
- Leonhardt, Wilhelm: Der Kreuzzugsplan Kaiser Heinrichs VI. Phil. Diss. Gießen 1913.
- Mardus, Arnold: Die Eheschließungen in den deutschen Königsfamilien von Lothar III. bis Friedrich II. Phil. Diss. Greifswald 1909.
- Ottendorff, Hermann: Die Regierung der beiden letzten Normannenkönige, Tankreds und Wilhelms III. v. Sizilien und ihre Kämpfe gegen Kaiser Heinrich VI. Phil. Diss. Bonn 1899.
- Perels, Ernst: Der Erbreichsplan Heinrichs VI. 1927.
- Pfaff, Volkert: Die Gesta Innozenz' III. und das Testament Heinrichs VI. In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch. Kanon. Abt. 50, 1964, p. 78–126.
- Pfaff, Volkert: Kaiser Heinrichs VI. höchstes Angebot an die Kurie 1196. Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. H. 55. 1927.
- Ries, Robert: Regesten der Kaiserin Constanze, Königin von Sizilien, Gemahlin Heinrichs VI. In: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken. 18. 1926, p. 30–100.
- Schäfer, Dietrich: Deutschland als Wahlreich. Preußische Jahrbücher 196. 1924. p. 227 ff.
- Stindt, Heinrich: Zur Beurteilung Kaiser Heinrichs VI. Deutsche Geschichtsblätter 15. 1914, p. 290–305.
- Tangl, Michael: Die Deliberatio Innozenz' III. Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. Phil.-hist. Klasse 1919.
- Toeche, Theodor: Kaiser Heinrich VI. Jahrbücher der deutschen Geschichte 18. 1867.
- Traub, Ernst: Der Kreuzzugsplan Kaiser Heinrichs VI. im Zusammenhang mit der Politik der Jahre 1195–1197. Phil. Diss. Jena 1910.
- Wenck, Karl: Die römischen Päpste zwischen Alexander III. und Innocenz III. In: Papsttum und Kaisertum. Festschrift f. Paul Kehr. 1926.
- Winkelmann, Eduard: Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig. Bd. 1. 1197–1208. Jahrbücher der Deutschen Geschichte 19, 1. 1873.
- Winter, Alexander: Der Erbfolgeplan und das Testament Heinrichs VI. Phil. Diss. Erlangen 1908.
- Wohlfahrt, Werner: Kaiser Heinrich VI. und die oberitalienischen Städte <Lombardei und Piemont>. 1939.

**Beitrag: Gymn.-Prof. Dr. K. Bachteler, König Philipp, Seite 67 ff.**

Bruno Gebhardt, Handbuch der Deutschen Geschichte, Band I, 1953.  
Otto Abel, König Philipp der Hohenstauffer, 1852.

**Beitrag: Ministerialrat a. D. Dr. W. Kohlhaas, Seite 85 ff.**

Als Quellen dürfen wir neben den im Text angeführten auf die umfassenden Werke über die mittelalterliche Kaiser-, Papst- und Rechtsgeschichte, bei dieser insbesondere auf Fr. Wieackers Werk über das Römische Recht verweisen.

**Beitrag: Gymn.-Prof. Hartmut Bonz, Seite 99 ff.**

Ch. H. Haskins, Studies in the History of Mediaeval Science. Harvard University Press. Cambridge 1924.

K. J. Heinisch, Kaiser Friedrich II. in Briefen und Berichten seiner Zeit. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1968.

Kaiser Friedrich der Zweite. Über die Kunst, mit Vögeln zu jagen. Unter Mitarbeit von Dagmar Odenthal, übertragen und herausgegeben von Carl Arnold Willemsen. Insel-Verlag Frankfurt am Main, 1964.

E. Kantorowicz, Kaiser Friedrich der Zweite. Verlag Helmut Küpper vormals Georg Bondi. Düsseldorf und München. 2. fotomechanischer Nachdruck 1964.

H. Niese, Zur Geschichte des geistigen Lebens am Hofe Kaiser Friedrichs II., in: Histor. Zeitschr. 108 (1912).

Salimbene von Parma, Chronik. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae Historica bearbeitet von Alfred Doren. Leipzig 1914.

H. Schöpffer, Des Hohenstaufen-Kaiser Friedrich II. Bücher von der Natur der Vögel und der Falknerei. Berlin 1896.

E. Seidler, Der Neugeborenenversuch Friedrichs II. von Hohenstaufen. Versuch einer kritischen Deutung, in: Deutsches Ärzteblatt, 61 (1964).

E. Wiedemann, Fragen aus dem Gebiet der Naturwissenschaften, gestellt von Friedrich II. dem Hohenstaufen, in: Archiv für Kulturgeschichte XI (1914).

C. A. Willemsen, Das Falkenbuch Kaiser Friedrichs II. Kosmos 47. 1951.

**Beitrag: Gymn.-Prof. Dr. Kurt Bachteler, Seite 111 ff.**

Karl Lohmeyer: Kaiser Friedrich II. Goldene Bulle über Preußen und Kulmerland vom März 1226 in Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. II. Ergänzungsband 1888

Adolf Koch: Hermann von Salza, Leipzig, 1884

Erich Caspar: Hermann von Salza, Tübingen, 1924

Jürgen Uhde: Hermann von Salza in „Die Großen Deutschen“,

Lexikon für Theologie und Kirche Bd. III

## BILDNACHWEIS

Dr. K. Albrecht: Titelbild, S. 141, 149; Archiv des Museums der Stadt Göppingen: S. 8; Archiv Dr. J. Mühlberger: S. 69, 84, 143, 153; Archiv Karawane: S. 97, 117, 139; Bavaria Bildverlag: S. 18, 121; Bildarchiv Foto-Marburg: S. 30, 128; Dem Werk „Kaiser Friedrich der Zweite“, von Kurt Pfister, mit freundlicher Genehmigung des Paul-Hugendubel-Verlags entnommen: S. 98, 116; Dem Werk „Konradin“, von K. Hampe, Titelbild: S. 126; „De arte venandi cum avibus“, Ausgabe des Insel-Verlages mit freundlicher Genehmigung des Verlages entnommen: S. 98, 104, 106, 108, 110, 118; Landesbildstelle Württemberg: S. 137; Peter Schimmel: S. 9, 115; Staatsbibliothek Berlin (Handke): S. 21, 33.

## Band II

### DIE STAUFER

enthält folgende Beiträge:

	Seite
VORWORT . . . . .	5
<i>Archivamtmann Manfred Akermann</i> DER HOHENSTAUFEN UND DAS STAUFERLAND	7
<i>Carl Körner</i> STAUFISCHE BAUTEN DES 12. UND 13. JAHRHUNDERTS . . . . .	23
<i>Univ.-Prof. Dr. Ernst Kirsten</i> ITALIENISCHE STÄDTE DER STAUFERZEIT . . . . .	74
<i>Dr. Kurt Albrecht</i> REUTLINGEN Beispiel der Entwicklung einer staufischen Reichsstadt . . . . .	106
<i>Karl Werner Leonhard</i> HAGENAU als Beispiel einer staufischen Kaiserpfalz . . . . .	127
<i>Dr. Vera Friederike Hell</i> DIE BAUTEN FRIEDRICH II. UND DIE ISLAMISCHE ARCHITEKTUR . . . . .	133
<i>Oberforstrat Dietrich Leube</i> GRAVINA UND KIRKGÖZ HAN . . . . .	139
LEGENDEN	
<i>Dr. Volker Eid</i> ZUM STAUNEN DER WELT . . . . . Friedrich II. und Franz von Assisi . . . . .	145
<i>Ludwig Uhland</i> SCHWÄBISCHE KUNDE . . . . .	153
<i>Archivrat Dr. Otto Borst</i> DIE FALSCHEN FRIEDRICHE . . . . .	155
<i>Friedrich Rückert</i> BARBAROSSA . . . . .	168
ANMERKUNGEN UND LITERATUR . . . . .	170

Band II kostet DM 12.80 — 176 S., 118 Abbildungen und Karten  
(für Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde  
DM 11.50).